

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Meine Landsteut'.

Ein Kranz von Charakterköpfen, auf Draht gefaßt und geflochten

von Max Dinger.

Den Kranz, den ich den Freunden des Hintenden heute darzubieten gedenke, hab' ich gepflückt auf einem gar glücklichen Nährboden: in dem sonnigen Kalkland des oberbayrischen Vorgebirgs. Ein gesegnetes Stück Erde! Weizen und Hafer stehen aufs beste. Was die Kartoffeln betrifft, soll sich einer melden, der größere vorweisen kann. Und wenn die Gegend auch als Obstland gerade keinen Ruhm genießt, so weiß ich doch manchen, der in jedem Herbst die drei schönsten Äpfel seines Gartens auf den Wirtstisch legt, bestaunen läßt und Obacht gibt, daß nicht einer mit den Fingern hintappt. Das Obst soll man nicht so viel anrühren, und das Musterobst schon gar nicht. Wo die Erde den Menschen mit pflanzlichen Reichthümern beglückt, da steht's mit dem Vieh auch nicht schlecht. Kurz, es ist ein gesegnetes Stück Erde, mein Heimatland: Feld und Wald und Berge, Torfstiche zwischen den saftigen Wiesen, ein lebhafter Gebirgsfluß und ein großes Moos, das den Bauern Streu für ihre Ställe liefert. Und um ein Pläzel besonders reich und glücklich auszustatten, hat die Natur noch einen stillen See zwischen die Nichtenwälder gelegt, und an dem See führt das Dorf sein friedliches und doch so buntes Leben.

In seiner Mitte ragt ein Kirchturm mit vergnügtem Zwiebeldach auf, der als ein Zeigefinger sich auch jenseits der Hügel bemerkbar macht und unzweideutig verkündet: „Da bin ich!“ Um die Kirche zieht sich der Friedhof mit einer dichten Schar von graden und krummen Kreuzen, ein paar uralte, handgeschmiedete eiserne darunter. Mancher Engländer hätte sie schon gern um schweres Geld gekauft. Mich freut's, daß der Pfarrer sie nicht hergibt. Und neben der Kirche — nun, was wird neben der Kirche sein? Freilich! Ganz richtig! Das Wirthshaus. Ein alter, viereck'ger Kasten. Zwischen dem Parterre und der Fensterreihe des ersten Stockes steht in großen deutschen Lettern:

„Gasthaus zur Post von August Bernbichler.“

Da sitzen sie drinnen jeden Abend am Stammtisch, die berühmtesten Männer des Dorfes. Ich will nicht so unbeschneiden sein, mich auch zu ihnen zu rechnen, aber Tatsache ist, daß ich sehr oft dabei sitze am alten, dünngezeichneten Ahornstammtisch, und daß ich mich jedesmal freue, so oft ich in die mannigfaltigen gesunden, verschmitzten oder bederen Gesichter sehe. Ist doch eigentlich jedes Menschenkind wieder eine ganze geheimnißvolle Welt für sich; braucht gar nicht etwa ein Professor aus der Stadt zu sein! Mir tut's die würdige Schar am Poststammtisch, wie ich sie da, mit Marktrügl, Pfeifen und Schnupftabakdosen bewaffnet, vor mir sehe. Der Angehebenste, das läßt sich nicht leugnen, trotzdem der Herr Lehrer Steiner am Tisch sitzt, ist halt doch der Herr Kaufmann und Magistratsrat Michael Sezenbacher. Der Uhrmachermeister Joseph Pettenleitner und Herr

Lahrer Hintender Bote für 1918.

Döbel, der Bader, sind stolz, daß sie neben ihm sitzen dürfen. Uebrigens — man soll nicht durch das Hervorkehren von Rangunterschieden Neid und Zwiebracht säen: der pensionierte Polizeiwachtmeister und Gemeindediener Chrysothomus Knill ist auch eine Respektsperson. Am linken Eck hocken drei beieinander, lustige Brüder, die nicht um diesen Ruhm geizen: der Beckmairl, der Heinrich Schickl und mein spezieller Freund, der Simmergusil. Die haben immer was auf der Latten, wie man bei uns sagt. Um so schweigsamer sind die zwei, die an der andern Seite des Tisches ihre Maßkrüge mit dem duftenden Pseifenqualm anblasen: der eine heißt Kosmas Schlenkmojer und der andere Peter Krall, Strumpfwirker seines Zeichens. Für den Kosmas, der einen kleinen Hof vorm Dorf hat, gib't eigentlich nichts Besseres, als das Maul zu halten; denn wenn er was sagt, sagt er doch meistens was Dummes. Der Peter aber ist ein ganz Geriebener. Der sinniert sicher wieder über einen neuen Wilbererstreich nach, den er bei Gelegenheit seinen Stammtischfreunden in lateinischer Uebersetzung verzapft. Glaubt nur dem nichts!

Wenn ich so recht ins Erzählen über diese Leute geraten wollte, gäbe jeder einzelne ein dickes Buch ab, ein lustiges oder trauriges, spannendes oder fades, zum Tottachen oder zum Einschlafen, je nachdem man die Sache anpackt. Bleiben wir beim lustigen! Aber statt der dicken Bücher will ich doch lieber von jedem ein kleines, besonderes Stückel herausgreifen, das er sich in einer bequemen Stunde geleistet hat und das ihm seiner Lebtag anhaften wird wie ein eingebrannter Schnörkel.

Mancher gibt's freiwillig her, mancher unfreiwillig, das Zeug, über das die Mitmenschen immer und immer wieder lachen können. Der eine hört's Gras wachsen beim Hagelwetter, der andere dürste auf der Hochamts-glocken selber sitzen und nimmt doch kein Gebimmel wahr. Und — was das Beste ist an diesen Geschichtlein, sie alle haben sich wirklich und wahrhaftig zugetrugen. Manch einer vom Poststammtisch wird ein kuriozes Gesicht schneiden, wenn er sein Meisterstückel dem Hintenden ausgetratscht findet. Aber das kann ich euch sagen: die Freundschaft wird mir deswegen keiner künden, dazu sind sie ein viel zu grades, holziges Gewächs, die Pflanzen unseres oberbayrischen Kalklandes.

Die Eisleitern.

Vor bald zehn Jahren — ja, wie die Zeit vergeht! — haben sich eine Anzahl Leute im Dorf zusammengetan, einen Schlittschuhlaufverein zu gründen; denn unser See gibt jeden Winter die prächtigste Eisbahn. Von den Mitgliederbeiträgen konnte man dann ein paar Arbeiter einstellen, die den frischen Schnee von der Seefläche schaufelten, und dergleichen. Gut, der Verein wurde gegründet und unser verehrter Magistratsrat, Herr Michael Sezenbacher, zum Vorstand gewählt.

Nun begab sich's, daß bald nach der Gründung des Vereins zwei junge Burschen beim Schlittschuh-

laufen an eine gefährliche Stelle gerieten, einbrachen und jämmerlich ertrinken mußten. Eine böse Geschichte! Unser Verein hatte sich auch damit zu befassen. Unter dem Vorsitz des Herrn Sefenbacher wurde eine Ausschußsitzung abgehalten, in der man sich besprach, wie solche Unglücksfälle künftighin zu vermeiden wären. Vorschläge hin und Vorschläge her. Aber auf jeden stellten sich prompt wie ein Echo die



Michael Sefenbacher

entsprechenden Bedenken ein, der Herr Vorstand nickte, nahm eine Preis, und die gutgemeinte Anregung war abgetan. Endlich meldet sich der Beckmartl, der schon immer ein geheimer Kerl war, und sagt: „Meine Herrn! Es ist deshalb so schwer, solche Leute, die wo ins Eis einbrechen, zu retten, weil man nämlich nicht hinkommen kann bis an das Loch, sondern auch einbricht, wenn man dem Bruchrand zu nah kommt. Verstehn S' mich, meine Herrn? Der Mensch steht nur auf zwei kleinen Fußhohlen, die wo im Vergleich zu seinem Gewicht, verstehen S', eine sehr geringe Tragfläche sind. Drum also möcht' ich vorschlagen, daß der Verein ein paar einfache Leitern herstellen laßt, so Leitern halt aus ganz gewöhnlichen Latten, die wo immer am See bereitliegen und die man dem Einbrechenden zuschieben kann. Solche Leitern also bedeuten sozusagen eine Tragflächenvergrößerung, und die Einbrechenden“ — er erhebt seine Stimme, weil der Herr Vorstand grad nur auf seine Preis Tabak aufzupassen scheint — „die Einbrechenden könnten sich an diesen Leitern wieder herausarbeiten.“

Der Beckmartl setzt sich. Einige Ausschußmitglieder rufen „Bravol!“ Aber auch die andern finden, daß der Martl ein geheimer Kerl ist und daß man seinen Vorschlag annehmen soll. Gut! Niemand hätte was dagegen einzuwenden gehabt. Aber da erhebt sich nach kurzer Pause, den letzten Tabakrest zwischen Daumen und Zeigefinger noch seiner Nase einverleibend, der Herr Vorstand und Magistratsrat Michael Sefenbacher und spricht: „Meine Herrn! Der Vorschlag vom Herrn Beck ist ja soweit ganz gut. Hm! Ich hab' aber doch meine Bedenken dagegen. Wir bräuchten da nämlich zu viele, verschiedene Leitern,

meine Herren, denn unser See, hm, ist, wie Sie ja selber wissen, meine Herrn, sehr verschieden tief.“ —

Wie einer mit Holzschuhen am Musikpodium vorbeigegangen ist.

Der Beckmartl ist nicht nur ein geheimer Kerl, sondern auch ein großer Musikfreund.

Einmal sind ein paar ungarische Künstler mit den besten Referenzen zu uns gekommen und haben im Saal des Gasthofs zur Post ein Konzert angefangt. Mit der ungarischen Rhapsodie hatte der Martl schon immer am Stammtisch herumgeschmissen. Die stand gleich als erste Nummer auf ihrem Programm.

Der Martl bestellte einen Tisch für uns, und zwar ganz hinten, denn die Musik, sagte er, die Musik im Postsaal ist so, daß man ganz hinten sitzen muß. Am Abend gegen acht Uhr füllte sich der Saal, und der Bernbichler schmunzelte. Wir, der Gustl, der Lehrer Steiner, der Martl und ich, saßen also ganz hinten. Um acht waren alle Plätze besetzt, aber es kamen immer noch Leute, die die ungarische Rhapsodie von Franz Liszt und Martin Beck hören wollten.

Der Wirt blickt über seine Gäste. Drüben, jenseits des Podiums, sieht er noch ein paar Stühle aufgeschichtet und beauftragt den Stoffel, den Hausknecht, die Stühle herüberzuholen.

Jetzt schaut der ungarische Kapellmeister auf die Völker zu seinen Füßen, dann auf die Uhr im Saal, klopft mit dem Fiedelbogen aufs Notenpult — feierliche Stille — und im selben Augenblick tappt der Hausknecht mit seinen Holzschuhen am Podium vorbei.

Der Martl kriegt eine Mordswut und brüllt durch den ganzen Saal dem Stoffel zu: „Herrgott Sakra! Halt's Maul mit deine Füäß!“



Martin Beck

Die schmerzhafteste Medizin, die der Kosmas Schlendtmoser eingenommen hat.

Der Schlendtmoser hat's einmal im Magen gehabt, und wie das Ding gar nimmer aufhören wollt', hat ihn die Bäuerin zum Doktor geschickt. Gern ist er nicht hingegangen, aber was will man machen, wenn die angetraute Obrigkeit darauf besteht?

Es war auch nicht so schlimm, wie er erst gemeint hat: der Doktor fragt ihn allerhand aus, klopft ihn ab und verschreibt ihm schließlich eine Medizin, jeden Abend vor dem Schlafengehen in Oblate einzunehmen. Weil aber die Bauern damit meist ein bißel ungeschickt hantieren, gib't's jetzt solche Pulver, die schon gebrauchsfertig in eine runde Oblatenkapsel eingepreßt sind.

„Das holst dir also in der Apotheke,“ erklärt der Doktor dem Kosmas, „und schluckst jeden Abend ein solches rundes Ding. Sieht aus wie Papier, ist aber aus Oblaten. Das darfst also nicht etwa aufmachen, sondern das schluckst im ganzen, wie es ist. Und morgen kommst wieder her.“

„Jawohl, Herr Dokta. Abje, Herr Dokta.“ Der Kosmas geht, holt in der Apotheke das Verschriebene und findet sich am andern Tag wieder beim Doktor ein.

„Na, wie geht's, Kosmas? Hast das Pulver genommen?“

„Dank der Nachfrag, Herr Dokta, jawohl; hab's scho g'nommen.“

„Und hat dir scheint's gut getan?“

„Ja, des scho, Herr Dokta. Aber —“

„Aber?“

„Soo hart um Schlucken war's! Soo schmerzhaft! Bald häit' i's net nunterbracht.“



Kosmas Schlenkmoser

ja do g'jagt, Herr Dokta, daß i des Papier net wegtun darf.“

Nicht einmal den blauweißen Faden, mit dem es zugeschnürt war, hat er sich wegzuschneiden getraut. Aber bezwungen hat er das runde Ding halt doch, der Kosmas, und aus der Behandlung ist er noch am selbigen Tag entlassen worden.

Der Peter Krall und die Äpfel, die ihn vor dem sichern Hungertode errettet haben.

Glaubt nur dem Peter nichts! Ich hab's euch schon einmal gesagt. Der lügt euch an, daß ihr schwarz werdet.

Von seinen vielen wunderbaren Geschichten will ich heute auch nur eine herausgreifen, mit der man ihn jetzt noch von Zeit zu Zeit aufzwickt.

Also, der Peter erzählt: „Da bin ich der Spur nach, den ganzen Tag, und wie das so bei einem richtigen Jäger geht, der vergißt auf Hunger und Durst, auf Morgen und Abend, und eh' man sich's versieht, wird's rot im Westen und die Dämmerung ist da. Wie der Tag rumgegangen ist, kann man nicht begreifen. Da lager' ich mich also im Moos,

am Flußufer, und jetzt wird mir verschiedenes klar: daß ich noch mindestens drei Stunden bis ins Dorf brauche, daß mein Rucksack leer ist und daß mich ein unbändiger Hunger packt. Kreuztürken!

Aber wie ich mir das so recht überlege, seh' ich drüben, am andern Ufer, einen

Apfelbaum voll von den schönsten, reifen Äpfeln. Da gib't's natürlich nur eins. Weit und breit keine Seel' — ich zieh' mich also blitzschnell aus bis auf die Haut, schwimm' hinüber, steig' auf den Baum, füll' mir alle Taschen voll Äpfel, schwimme an meinen Lagerplatz zurück und bin gerettet.“

Das war schon ein starkes Stück, und alle lachen grad 'naus.

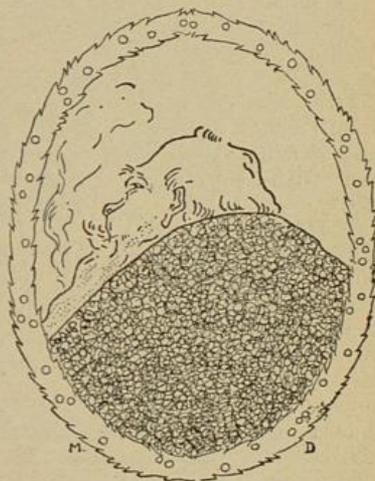
„No ja,“ meint der Peter, „ihr braucht mir's ja nicht zu glauben. Ist ja mir wurscht, ob ihr's glaubt oder nicht!“ Denn was ein richtiger Jäger ist, der läßt sich durch mißtrauisches Gelächter nicht aus der Fassung bringen.

Die Ottergwichteln und die Hirschkranzeln.

Ja, ja, Herr Peter Krall, zum Lügen gehört nicht nur einer, der lügt, sondern auch andere, die's glauben.

Ein solcher ist der Bader Döbel. Von Jagd, von Feld-, Wald- und Wiesendingen, Tier und Pflanzen hat er keine Ahnung, ist also ganz auf die Berichte derjenigen angewiesen, die was davon verstehen. Und die sind meist schnell genug, die Unwissenheit ihres armen Mitmenschen zu ihrem eigenen Vergnügen auszubenten, worin man es, wie in allen Schleichigkeiten, schnell zu einer gewissen Routine bringt.

So kam, als der Bader am Stammtisch saß, das



Peter Krall

Gespräch wieder einmal, wie gewöhnlich, auf Jagd-angelegenheiten.

„Du, Peter,“ ruft der Simmergustl dem Krall zu, „wann schickst mir denn endlich einmal die versprochenen Ottergwichteln?“

Der Bader spitzt die Ohren. „Ottergwichteln?“

Was ist denn das, meine Herrn, Ottergwichteln?“

Darauf der Becknartl:

„Wissen Sie das nicht, Herr Döbel? So nennt man das Geweih vom Fischotter.“

„So?“ sagt der Bader verwundert, „also offen gestanden, meine Herren, davon hab' ich bis heut noch keine Ahnung gehabt, daß der Fischotter ein Geweih hat.“

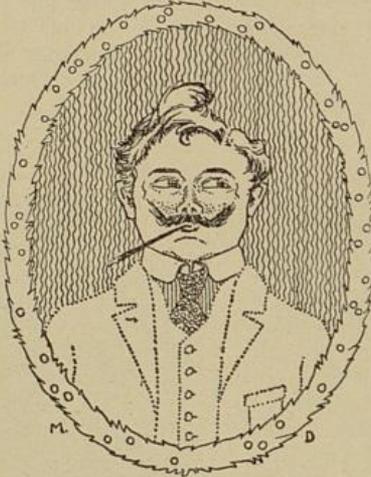
„Nicht möglich!“ brummt der Peter.

„Tatsächlich!“ fährt der Approbierte fort, „wissen Sie, meine Herren, ich kenn' mich halt in dem Fach gar nicht aus. Aber wenn einer meint, er könnt' mich anschnieren, der täuscht sich! Neulich frag' ich einen, was denn eigentlich Hirschtrandeln sind. Da zwinkt er verdächtig die Augen zu und sagt: »Hirschtrandeln? Das sind dem Hirsch seine Eckzähne.« Also wissen Sie, meine Herren, für einen solchen Deppen brauchen Sie mich nicht zu halten, daß ich so was glaub'!“

Wie der Uhrmacher Bettenleitner einem Kalb das Grafen lehren wollte.

Es gibt Leute, welche die Musterdummheiten ihres Lebens ganz unbefangen und geradezu herausfagen; denn sie haben keine Ahnung davon, daß sie in diesem Augenblick was zur Welt bringen, wovon man sich bei einem Pfeiflein Knaster noch erzählen wird, selbst wenn das Anhängsel „Gott hab' ihn selig“ in Kraft getreten ist. Andere dagegen gibt's, denen von einer Art Schutzgeist im rechten Augenblick zugeflüstert wird: „Hoppla, Brüderl, jetzt machst du eine Morosdummheit!“ Nicht als ob sie dadurch von dem vorgefaßten Handeln abgehalten würden, nein, das nicht, aber sie vollbringen's dann möglichst im geheimen, möglichst ohne Zeugen.

Das geht freilich nur, wenn eine Bretterplanke keine so großen Löcher und Lücken hat wie diejenige, welche das Wiesengrundstück des Herrn Joseph Bettenleitner umgibt.



Karl Döbel

„Hab' ich eine Wiese,“ sagte sich der Bettenleitner eines Tages, „warum soll ich dann nicht auch ein Vieh haben, nachdem sich das Vieh bekanntlich von dem auf den Wiesen wachsenden Grasgemüse nährt?“

Und um einmal den Anfang zu machen, geht er hin und kauft sich am Michaeli-Viehmarkt ein Kalb. Und zwar ein ziemlich mageres, erstens weil eine schlanke Erscheinung viel sympathischer wirkt als eine aufgedunsene, und zweitens, weil dieses schlanke Vieh merkwürdigerweise viel billiger war als all die unästhetisch kugelrunden daneben.

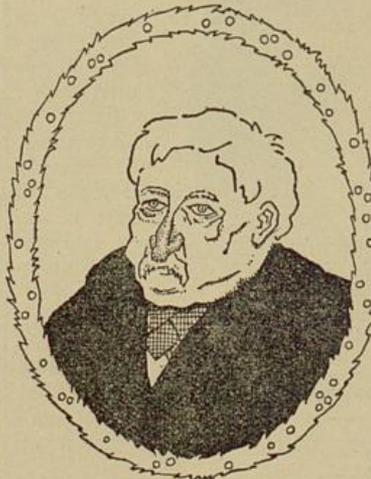
Dann führt er sein Kalbl, das offenbar nicht recht gern zu ihm wollte und sich wiederholt unzweideutig widersetzte, an einem Strich heim auf seinen Wiesengrund. „So, Kalbl,“ sagt er, „jetzt kriegst was Gut's! Laß dir's nur schmecken!“ Und bleibt danebenstehn und beobachtet. Aber das Kalbl mag nicht, trotzdem er ihm ein ums anderemal aufmunternd zuruft: „So friß doch, Kalbl! So friß doch!“ Und wie's halt gar nicht drangehn will, läßt sich der Herr Joseph Bettenleitner auf alle viere ins Gras nieder und macht's dem dummen Vieh vor, indem er an den zarten Halmen herumbeißt. „Da schau, so mußt's machen!“

Ja, wenn dem Uhrmacher seine Bretterplanke keine Löcher hätte (oder vielmehr gehabt hätte; denn jetzt hat er sie stücken lassen), wüßten wir nichts von dieser Geschichte. Traurigerweise gibt's halt auch in unserm Dorf, wie überall, neugierige Leute, denen keine Zaunlücke umsonst gewachsen ist.

Das Duell.

Zur Sommerzeit begibt es sich hin und wieder, daß eine recht fürnehme Gesellschaft auf der „Post“ beisammensitzt — lauter G'studierte.

Im Dorf haben wir ja auch ein paar: den Doktor; den Tierarzt; der Lehrer gehört ebenfalls dazu; und der Simmergustl war nicht nur auf dem Gymnasium, sondern



Josef Bettenleitner

sogar während des China-Krieges als einjährig-freiwilliger Unteroffizier bei der provisorischen Regierung in Tongking.

Ein Herr Doktor aus der Stadt, aber kein Menschen- oder Viehdoktor, sondern irgend so ein merkwürdiger Bücherdokter, hat sich auch zu uns

gefehlt. Und wo so viele hochgelehrte Leute beisammen sind, da fehlt einer nie. Das ist der Schickl-Heinrich. Er disputiert mit, nicht verständnisinnig mit dem Kopf, wenn man lateinisch oder griechisch spricht, probiert's wohl auch selber ein wenig mit klassischen Brocken und freut sich über seinen guten Witz, wenn die andern über irgendein verdrehtes Fremdwort grad naus lachen. Kurz, in hochgelehrter Gesellschaft ist's ihm wohl. Gewissenhaft sucht er sich in die akademische Denkungsweise einzufinden.

Und schon hat mein Freund, der Simmergustl, wieder was ausgeheckt. Heimlich und paarweis verständigt man sich draußen, daß der Doktor aus der Stadt und unser Doktor in einen Streit geraten sollen, der schließlich zu einer Forderung auf Pistolen führen muß.

Gut. Unser Doktor fängt an, den Doktor aus der Stadt ein wenig zu sticheln. Ich ergreife die Partei des „Zug'reisten“, und der Schickl auch, weil er schon oft zu mir gehalten hat und weil ihm der fremde Doktor ein sehr sympathischer Herr ist. Bald entwickelt er unter allen Leuten am Tisch die größte Kampfesohne, die von den andern mehr und mehr angefacht wird.

Auf einmal ruft der Stadtdoktor, dem der Gesundheitsfaden recht glaubwürdig ist, unserm Doktor und der ganzen Gesellschaft eine bodenständige Aufforderung zu, der man aber keineswegs Folge leistet.



August Sinner

Vielmehr findet man die Sache empörend, haut in den Tisch, rumpelt auf, greift zu — scheinbar im allgemeinen Kampfes-toben, in Wirklichkeit aber nur, um den Schickl-Heinrich, den wütenden Bersechter der guten Sache, von blutigen Taten abzuhalten. Der kämpft wie ein Löwe. Und zwar hat er plötzlich, ohne

daß er's selbst merkte, die Partei seiner Gegner ergriffen. Den Zug'reisten hätte er am liebsten zermalmt. Unsern Dorfarzt verteidigt er mit seinem Leben.

„Unser Dokta hat scho manchen g'sund g'macht; aber wem Sie g'sund g'macht ham, des müssen Sie erscht aufweisen, Sie — Sie —“

Jetzt legt sich der Simmergustl, mein Freund, ins Zeug, befähigt den Schickl und erklärt feierlich, die Sache hätte leider bereits eine ehrenrührige Form angenommen und könne nicht umhin, mit der blanken Schußwaffe ausgetragen, geführt und erledigt zu werden. Leider, leider!

Daraufhin werde ich dem fremden Doktor, und der Lehrer, dem man hinter-rücks schnell das nötigste Formelle beibringt, unserm Doktor als Sekundant zugewiesen.

Der Schickl sitzt da mit offenem Maul und nassen Augen, und ahnt, daß es ihm bestimmt war, Zeuge erschütternder Ereignisse zu sein.



Heinrich Schickl

Der Simmergustl erklärt als Unparteiischer:

„Meine Herrn! Die beiden Herrn Duellanten beauftragen mich, Ihnen bekannt zu geben, daß der Ehrenhandel morgen früh 1/2 6 Uhr auf der Badelöhhe ausgetragen werden soll.“

Darauf wende ich im Namen meines Herrn Präsesanten ein, daß der Termin womöglich auf 6 Uhr zu verlegen sei, erstens, da es jetzt bereits 3 Uhr nachts sei und drei Stunden zur Regelung der letzten Angelegenheiten dringend benötigt würden, zweitens, da bis 1/2 6 der Waffentransport unmöglich eingetroffen sein könne.

Gut! Angenommen. Der Unparteiische führt weiter aus: „Als Bedingungen sind festgesetzt: 5 Meter Abstand, Kugelwechsel von mindestens 32 Kugeln bis zum Lebensende beider Duellanten, eventuell noch ein Endgang mit Hirschfänger. Die Herren Sekundanten übernehmen das Arrangement der nachfolgenden Trauerfeierlichkeiten.“

Nach dieser Erklärung schüttelten sich die beiden Gegner zum Zeichen ihres Einverständnisses die Hände, machten grimmiige Gesichter, setzten sich wieder, und eisiges Schweigen herrschte im Saale.

Dem Schickl standen die hellen Tränen in den Augen. „Daß der gemüthliche Abend so hat enden müssen!“ sagt er immer wieder, dann trinkt er abwechselnd dem einen und dem andern Doktor zu und versichert jedem, wie hoch er ihn schätze und wie es noch sein einziger Trost sei, daß er sich in keiner Weise an diesem Ausgang schuldig fühle. Dann glöht

er wieder in eine Ecke, und neue Tränen wachsen langsam aus seinen Augen.

Für uns war's auch nicht leicht, denn das Lachen verbeißt sich oft härter als das Weinen.

Den Plan, das Duell wirklich zu veranstalten, gaben wir auf, weil wir in der kurzen Zeit keine Waffen aufreiben konnten, und weil doch keiner sich zutraute, nach einer solchen Nacht um 6 Uhr morgens auf der Zackelhöhe einzutreffen.

Gleichwohl trennte man sich — 4 Uhr mag's gewesen sein — für wenige Stunden mit ernstest Betrachtungen über den Tod und seine Unannehmlichkeiten. Ein Stück weit begleitete mich der Schiel, immer noch völlig gebrochen und schwer wankend (das Postbier ist nicht ganz leicht), und sprach von den schlechten Aussichten, da die beiden Doktoren als unbefristete Meistererschützen gelten.

Am andern Tag wurde bekannt, daß sich Herr Heinrich Schiel in der Früh um 1/2 6 Uhr auf die Zackelhöhe geschlichen, und daß er oben einen Herrn in Gehrock und Zylinder antraf, welcher ebenso düster blickte als er. Es war der Lehrer Steiner, der vergeblich seinen Duellanten und die übrigen Herrn zum blutigen Austrag des Ehrenhandels erwartete.

Unsere gute, alte Obrigkeit.

Früher, wie es bei uns noch keine Eisenbahn und kein Wochenblatt gab, wie der Herr Seisenbacher allabendlich in Hemdbärmeln und Pantoffeln vor seinem Haus an der Hauptstraße saß, wie wir zwei, der Sinnergüßl und ich, noch kleine Buben waren und in Stunden reinen Heldenbewußtseins den Schiel durchhauten — ach, da gerate ich wieder in den Lobgesang der vergangenen Zeit hinein! Und was hab' ich eigentlich sagen wollen? Ja, früher schritt der Polizeiwachmeister und Gemeindediener Chrysostomus Knill jeden Morgen in ernst gemessenem Amis- und Zweizehnter-Tempo durch die Hauptstraße, schwang seine Glocke und verlas von Zeit zu Zeit die Bekanntmachungen des Magistrats.

Da scharte sich alles um ihn, die Bürger im Arbeitsgewand, die Bauernweiber in Stallhosen, wie's auftrat. Dann zog man sich wieder zurück unter behäbiger Besprechung der gemeindepolitischen Fragen. „Ja, ja, is halt amal so,“ murmelte der Uhrmacher Bettenleitner wohl noch seinem Nachbarn zu, steckte die Hände in die Taschen seines grünen Lederschurzes und verschwand in der Haustür. „Zahlen, allweil zahlen!“ das war so ziemlich die aufreißerischste Neuzerung, die man bei solchen Gelegenheiten zu hören bekam. Aber der gutmütige Tonfall nahm ihr die staatsgefährliche Tendenz. Zahlen tut schließlich niemand gern: Staat und Gemeinde haben sich daran gewöhnt, keineswegs nach der Liebe zu fragen, mit der man ihnen 's Geld zuträgt.

Mögen also derlei Dinge auch nicht durchweg erfreulichen, beglückenden Inhalts sein, so ist es doch billig, dem gewichtigen Manne, der als Telephondraht zwischen der Bürgerschaft und der Leitung des Ge-

meinwesens waltet, mit ehrerbietiger Achtung zu begegnen.

Man grüßt ihn allervorten; man sagt: „No, wie geht's immer, Herr Wachtmeister?“ und hält ihm dabei die offene Schnupftabaksdose hin; man rückt, wenn er abends in die „Post“ kommt, dichter zusammen auf der Ofenbank, ihm seinen Doppelstammplatz unverfürt und angewärmt zu überlassen.

So die Guten. Die Bösen, möchte man meinen, stünden in einem ganz anderen Verhältnis zum — Zettauge des Gesetzes. Dem war aber nicht so. Außer diesem gehässigen Titel ließ sich nie ein feindliches Wort gegen Herrn Knill vernehmen. Diejenigen, welche Schlechtigkeiten auszuführen imstande sind, können meist auch tüchtig laufen. Wer aber gut und 100 Kilogramm schwer ist, hat's nicht mit dem Rennen. So bildeten sich mit der Zeit recht herzliche Beziehungen heraus zwischen ihm und denen, die er in arge Schlafmasseln hätte bringen können, wenn er gewollt hätte. Das war von einer nicht zu unterschätzenden moralischen Bedeutung: Herr Knill erwarb sich sozusagen das höchste Verdienst um die Ausrottung des schlechten Gewissens.

Einmal — ich weiß die Geschichte von den älteren Leuten am Poststammtisch; der eine und andre hatte



Chrysostomus Knill

sie selbst mitgemacht — gingen fünf Burschen spät nachts vom Wirtshaus heim und fühlten den unwiderstehlichen Drang in sich, eine denkwürdige Tat zu vollbringen. Der Schlendmoser hat hinter seinem Haus einen Heustadel, und neben diesem stand ein Leiterwagen, auf dem der Kosmas denselben Tag sein

Heu eingebracht. Die fünf Burschen überlegten nun, daß in der Finsternis leicht jemand über den Wagen fallen könne und daß es deshalb zweckmäßig sei, ihn auf das Dach des Stadels zu stellen. Das brauchte freilich gehörige Arbeit und starke Arme. Versuch um Versuch mißglückte.

Da kam der Herr Wachtmeister über die Wiesen von Bichtharding her. Auch in ihm hatte das Bier einen wunderlichen Drang nach menschenfreundlichen Taten wachgerufen; gleichwohl vergaß er seine Pflicht nicht, merkte, daß hinterm Schlendmoser ein grober

sie selbst mitgemacht —
gingen fünf
Burschen spät
nachts vom
Wirtshaus
heim und fühl-
ten den un-
widersteh-
lichen Drang
in sich, eine
denkwürdige
Tat zu voll-
bringen. Der
Schlendmoser
hat hinter sei-
nem Haus ei-
nen Heustadel,
und neben die-
sem stand ein
Leiterwagen,
auf dem der
Kosmas den-
selben Tag sein

Unfug vor sich gehe, trat hinzu und sprach: „Meine Herrn, es tut mir recht leid, aber ich muß Sie zur Anzeige bringen. Grober Unfug, Sachbeschädigung, eventuell sogar nächtliche Ruhestörung, wenn Ihnen der Wagen ausrutscht —“

Da nimmt der Krall (der war natürlich auch dabei) den Gemeinbediener auf die Seite und spricht sehr eingehend mit ihm. „Jawohl!“ — „Hm!“ — „Also!“ hört man den Beamten hie und da brummen.

„Net wahr, Sie werden also einsehn, Herr Wachtmeister, daß wir gezwungen sind —“ — „Jawohl.“ — „Und deshalb ham wir uns entschlossen, Sie um Ihre gütige Mitwirkung zu ersuchen, net wahr, wogegen Ihnen jeder von uns eine Maß Bier zahlen wird. Sind also fünf Maß Bier, Herr Wachtmeister.“

„Hm! Das wird aber nicht so leicht gelingen, den Wagen da 'naufzuschaffen.“

„D doch, Herr Wachtmeister; wir haben ihn vorhin schon beinah oben g'habt. Wenn Sie hier am Hinterrad nachschieben wollten —“

„Einen Augenblick!“ sagt die Obrigkeit, legt den Säbel und die Dienstmütze ab, schiebt an — hö-ruck! hö-ruck! Zwei helfen von unten, einer stemmt die Deichsel als Hebel nach oben, zwei liegen quer über dem First und ziehen — und siehe da: plötzlich steht der Wagen säuberlich auf dem Stadelbaldach, als sei das von je sein Platz gewesen.

Wie der Schlendtmooser am andern Tag in der Früh zum Stall heraustritt, hätte ihn der Schlag rühren mögen. Da hat der ††† Spirifankerl einen unzweideutigen Beweis seiner Anwesenheit hinterlassen.

Dem Kosmas schlottern die Knie, daß die Rohrstiesel knarren. Die Schlendtmooserin sucht im Anhang ihres Traumbuches, Seite 153—156, nach einem Sympthiemittel, mit dem der unheimliche Spuk wirksam zu bekämpfen wäre.

Das Nächste war dann, daß der zitternde Bauer sich an die Obrigkeit, nämlich an den Wachtmeister und Gemeinbediener Chrysostomus Knill wandte zum Zweck der Nachforschung, ob nicht doch Menschenwert im Spiele war und ob sich vielleicht eine Spur aufgreifen ließe.

Es ist aber nichts dabei herausgekommen. Herr Knill war überhaupt kein Freund von Denunziationen. Die zeugen von schlechtem Charakter und stiften Unfrieden und Haß. Mit Recht schrieb daher das „Wochenblatt“, als es unserm Gemeinbediener zur Feier seines 25jährigen Dienstjubiläums huldigte: „Für die Herzengüte dieses allbeliebten Beamten spricht auch die Tatsache, daß er sich in den 25 Jahren, die er bis heute dem Dienste unserer Gemeinde geweiht, noch keine einzige Anzeige hat zuschulden kommen lassen.“

So viel für heute von meinen Landsleuten am Poststammisch. Mit einer Rußanwendung kann ich die kleinen Geschichten leider nicht schließen, denn sie haben keine. Höchstens könnte man sagen:

Und die Moral von der Geschichte:
Genier' dich deiner Dummheit nicht.

Dennoch die besten Witze, über die am dankbarsten und nachhaltigsten gelacht wird, sind allemal die unwillkürlichen. Mit der eigentlichen persönlichen Geistesfreiheit hat das übrigens gar nichts zu tun; auch der Geistesfreieste, der sonst die lustigen Dinge wie die Verlesungen eines aufgerissenen Rosenkranzes über die Stammtischplatte tollern läßt, hat seine schöne, schwache dumme Stunde, in der er den besten Witz seines Lebens, den unwillkürlichen, macht. Das sage ich nicht so sehr zum Trost für die Seifenbäcker, Schickl, Knill, Steiner, Bettenleitner, Schlendtmooser und Döbel, als vielmehr, damit sich Leute vom Schlage Krall, Simmer oder Beck nicht gar zuviel einbilden. Gerechtigkeit muß sein, selbst im Lachen.

Und wenn euch dieses Lachen gut getan hat, so will ich gern ein andermal von der Blütenfülle unjeres üppigen Kalkbodens einen neuen Kranz binden.



Bedienen Sie hier?

Erlebnis eines Touristen.

Von Franz Woas, Wiesbaden.

urch den Wald schritt ein Wanderer dahin, ein junger, kräftiger, schlank gewachsener Mann mit aufgeweckten blauen Augen, gesunden roten Wangen und einem Schnurrbärtchen, das fest aufgedreht rechts und links in die Welt hinauschaute.

Die Welt ringsum war aber nur Wald, nichts als Wald.

„Zum Kuckuck!“ rief der Mann da halb unmutig, halb belustigt aus, „will denn der Wald kein Ende nehmen!“ Er blieb stehen, rückte sich den Rucksack auf seiner Schulter etwas zurecht und sah sich um. „Oder hab' ich mich glücklich verlaufen?“

Der Weg zog sich an einem Abhange hin und folgte einem Bache, der in der Tiefe zu sehen und auch leise plätschernd zu hören war. Dieser Bach mußte doch in ein breiteres Tal münden, und am Rande dieses Tales lag dann ganz sicher die Eisenbahnstation, nach der unser Wanderer hinströbte. Aber das Bedenkliche war, daß dieser Bach kein Ende nehmen und auch der Wald nicht enden wollte. Und das Allerschlimmste war, daß der Weg jetzt nicht etwa weiter abfiel, sondern umgekehrt eher leise wieder anstieg. Wer weiß also, auf welchen Berg er führte? Die „Bergstraße“ hat ja nicht umsonst diesen Namen; die Berge stehen da reihenweise nebeneinander.

Unentschlossen blieb der junge Mann eine Zeitlang stehen.

„Ach was!“ sagte er schließlich; „irgendwo muß

der Weg hier doch hinführen. Also, ihn weiter verfolgen!"

So schritt er munter weiter.

Der Weg war breit, trocken, gut befestigt. Auch eine leichte Wagenspur war darin zu sehen. Nur einsam war er, er sah mehr aus wie ein Parkweg.

Wohl noch zehn oder fünfzehn Minuten lang schritt der Mann weiter rüstig vorwärts, als sich endlich der Wald etwas lichtete. Anstatt der alten Tannen erschienen jetzt rechts und links jüngere Buchen, und durch deren leichtes Geäst schimmerten bald die hellen Wände eines größeren Gehöfts. „Also bin ich doch richtig!“ sprach da der Wand'rer bei sich und schritt um so rascher auf das Gehöft zu. Dieses Gehöft war eingefriedigt, ein Eisengitter umgab es. Der Weg führte unmittelbar auf ein breites Tor zu, das halb geöffnet war.

Unser Wandersmann schritt durch das Tor hindurch, ging den Weg weiter entlang und blieb dann mit einem Male überrascht stehen: eine breite Terrasse, mit alten Platanen bestanden, zog sich den Weg entlang, und von hier aus öffnete sich die Landschaft. Aus dem Grün des Waldes und Gartens sah man ungehindert über die schöne steinerne Brüstung hinweg in das breite Rheintal hinab.

„Das ist ja ein Prachtblick!“ sagte da der Wanderer für sich, und die Hand beschattend vor die Abendsonne legend, schaute er voll stiller Befriedigung in das gesegnete Land hinaus. „Hier rastete ich ein Weilchen; dann geht's hinunter an die Eisenbahn.“



„Bedienen Sie hier?“ fragte er in etwas kürzer und bestimmter Weise.

Auf der Terrasse standen zwei, drei kleinere Tische nebst Stühlen. Auf einem der Tische lag eine helle Decke auf und Kaffeegeräth stand darauf. Zu sehen war aber niemand.

Noch immer von der wunderschönen Aussicht an-

gezogen, stand der junge Mann gegen die Brüstung der Terrasse gelehnt, als er einen leichten Schritt hinter sich im Kiese hörte. Rasch wandte er sich um.

Ein junges Mädchen stand vor ihm, sehr schön gewachsen, schlank und doch nicht ohne Fülle, von besonders schöner, aufrechter Haltung. Sie trug ein eng anliegendes helles Hauskleid. Das dunkle wellige Haar war in einfacher Weise aufgesteckt.

„Bedienen Sie hier?“ fragte er in etwas kürzer und bestimmter Weise, wie das seine Natur zu sein schien, nachdem er halb militärisch kurz gegrüßt hatte.

Das junge Mädchen sah daraushin etwas verwundert, ja befremdet drein. Diese Art schien ihr so gar nicht zu gefallen. Als sie dem jungen Manne aber in die Augen sah, änderte sich doch wohl ihre Ansicht. Er hatte inzwischen seinen Hut abgenommen. Diese munteren Augen, diese geicheite Stirn, diese vollen Wangen, die offenbar noch keine Leidenschaft durchwühlt hatte, — sie sprachen eine angenehmere Sprache, die natürliche! Die andere war ganz sicher nur künstlich angenommen, der täglichen Umgebung angepaßt und nachgemacht.

Ein leichtes Lächeln ging deshalb über das Gesicht des jungen Mädchens; ja, etwas wie Schelmerei und schalkhafter Uebermut trat in ihre Augen, als sie die Frage des jungen Wandersmannes beantwortete.

„Gewiß,“ erwiderte sie; „womit kann ich dienen?“

„O,“ sagte er darauf, „das ist ja nett. Haben Sie Kaffee? Kuchen? Wein?“

„Alles,“ war die Antwort; die Schelmenaugen blinzelten.

„Schön! Dann bringen Sie mir zunächst einmal eine gute Tasse Kaffee, recht heiß, wenn ich bitten darf; und dazu reichlich Milch sowie irgen ein Stück Kuchen, und dann — das kann später sein — einen Schoppen Wein.“

„Schoppen? Haben wir nicht,“ wandte das Mädchen mit lustigem Augen wintern ein.

„Seh mir einer an!“ erwiderte er etwas überrascht. „Nun, das ist auch nicht weiter schlimm. So bringen Sie mir eine ganze Flasche.“

Während er so lustig draustos bestellte, nahm er behende seinen Rucksack ab und legte ihn neben sich auf einen der Stühle. Das Mädchen war bereits im Abgehen, da rief er ihr noch nach: „Noch eines! Bitte, bringen Sie auch ein Tisch Tuch mit; ich . . .“ — ich bin das einmal so gewöhnt, wollte er sagen, da traf ihn ein so merkwürdiger Blick aus den großen braunen Augen, und gleich erwiderte sie ihm auch: „Aber selbstverständlich!“

„Selbstverständlich!“ — Er ärgerte sich ein wenig; er war wohl doch etwas zu barsch, zu schneidig zu ihr gewesen. Wahrscheinlich war das gar die Tochter des Hauses, und er hatte sie als die Kellnerin behandelt. Na, so schlimm war das gerade auch wieder nicht. Sie bedient eben doch! Ich kann sie ja aber, wenn sie wiederkommt, etwas besser behandeln. Darauf soll es mir nicht ankommen. —

Er brauchte nicht lange zu warten. Hier war offenbar alles im besten Zuge. Der Kaffee war im

Umsehen da, dazu ein Stück wunderbarer Königs-
kuchen, und auch das Tischtuch fehlte nicht, ein blüten-
weißes Tischtuch. Der Wein stand noch aus — ganz
wie er es angeordnet hatte.

Er half ihr beim Anlegen des Tuches und beim
Aufstellen des Geschirres. So recht gewandt schien
sie gerade noch nicht zu sein. Oder war es Ver-
legenheit? — Er suchte jetzt wirklich seine vorherige
Barschheit wieder gutzumachen; aber sie gab ihm nur
wenig Bescheid; er hatte sie wohl doch verstimmt.

„Wohl bekomm's!“ sagte sie noch, als alles fertig
war, und damit ging sie fort. Er sah ihr nach und
war nun seinerseits verstimmt, daß er es offenbar
nicht fertiggebracht, sie umzustimmen. Wie sie dahin-
schritt! Gerafft; aufrecht. Ganz leichten Fußes ging
sie über den Kies hin. Der Kies knirschte wohl ein
wenig unter ihren Schuhen; aber es klang angenehm
— wie ein jätliches Rollen. Die Arme gingen ihr
im Gehen leicht hin und her — alles an dieser Figur
und Erscheinung war Anmut. Und der Kopf, der
schöne Kopf! Wie trug sie ihn! Wohl ein ganz klein
wenig geneigt, als ob da gerade jetzt so ganz besondere
Gedanken hindurchgingen. Es lag neben einem gar
nicht kleinen Teilchen Kraft und Würde vor allem
unzählbar viel Liebenswürdigkeit in all ihrem Tun.
Und außerdem lugte deutlich eine Portion Schalk-
haftigkeit heraus, und als sie gar bis beinahe ans
Haus gelangt war, da rundeten sich ihre Wangen
zu einem fröhlichen Lachen.

Er sah von seinem Kaffeetisch aus auch das noch,
er sah es ganz gut. Oho, er hatte scharfe Augen
und verstand, sie zu gebrauchen.

„Nacht dich die Kleine etwa aus?“ fragte er sich
da und war ordentlich bestürzt. „Ja, warum denn
nur in aller Welt? Erst war sie böse. Jetzt ist sie
so. Was soll das nur heißen?“

Die „Kleine“ beschäftigte ihn . . .

Anfangs hatte er sich hinter seinen Kaffee so gesetzt,
daß er neben Kaffee und Kuchen auch „Aussicht ge-
nießen“ konnte. Jetzt wandte er sich derartig herum,
daß er den Weg zum Hause übersehen konnte. Viel-
leicht erschien sie wieder, um noch andere Gäste zu
bedienen?

Aber die anderen Gäste blieben aus, und sie selbst
blieb ebenfalls aus.

„Nun, sie muß mir doch den Wein bringen,“ da-
mit tröstete er sich; aber gleich kamen ihm auch wieder
Bedenken. „Vielleicht bringt der Wirt den Wein, und
dann habe ich sie gesehen . . . Schade! Schade!“ —

Aber nein — das Herz schlug ihm — da sah er
sie kommen! Die Flasche in der Linken, das Glas
auf einem Tellerchen in der Rechten. Ganz langsam
ging sie . . . In der Tür hatte sie sich noch einmal
umgewandt und mit irgendwem herzhaft gelacht. Jetzt
kam sie an, zögernd und mit ganz ernstem Gesicht.

Was sind das hierzulande doch für merkwürdige
Menschen! So dachte sich dabei unser Freund Wan-
dersmann. Bei uns zu Hause nimmt es doch, weiß
Gott, niemand weiter trägisch, wenn einer 'mal eine
Flasche Wein zu bringen hat! Und hierzulande,

wo der Wein doch selber wächst, ist es das reine
Theater! Nun, sei es drum, — dafür hat mir auch
niemals im Leben eine Schönere den Wein kredenzt
als diese hier . . .

Leuchtenden Auges sah er sie näher und näher
herankommen. Er stand sogar auf, ging ihr ent-
gegen und sah ihr hell ins Gesicht. Beinahe hätte
er ihr die Hand gereicht, so beglückt war er, daß sie
wieder da war; aber sie hatte ja beide Hände voll!
— Auch bei ihr waren Anmut und Ernst dahin;
lachend sah sie ihn an: zwei junge Menschenkinder, die
sich sofort zueinander hingezogen fühlten, nicht wissend:
Wie? Warum? Und was daraus werden soll? —

„Nun aber, mein Fräulein,“ so bat er sie; „schenken
Sie mir das erste Glas auch ein! Niemals im
Leben war mir ein Glas Wein so willkommen! —
Und auf Ihr Wohl trinke ich es.“

Sie goß langsam ein; ihre schöne weiße volle Hand
ging in leisem Zittern hin und her.

Er nahm das Glas, hob es zu ihr auf und sagte
mit bewegter Stimme: „Ihr Wohl, mein Fräulein!
Möge es Ihnen gut gehen im Leben! Ich wünsche
es Ihnen von ganzem Herzen!“

Sie nickte hastig dazu, wandte sich dann rasch von
ihm ab und wies mit der Hand über die Brüstung
der Terrasse hinunter ins Tal. Lachend lag das
schöne breite Land vor ihnen, der silberne Strom,
die kleinen Dörfchen, die Dome von Worms und
Speyer . . . es war wie eine Aussicht in ein ganzes
Leben hinaus. — Aus dem Grün von Feld und
Wald, das schon etwas im nebelhaften Schleier lag,
entwickelte sich die langgezogene Wolke eines Eisen-
bahnzuges.

„Ach wie schön ist es hier,“ sagte er. Er war auf-
gestanden und neben sie an die Brüstung der Terrasse
getreten.

„Darf ich Ihnen etwas sagen?“ fragte er.

Sie nickte freundlich dazu. Sie mußte es bereits:
Der Mann sagte ihr nichts, was sie nicht anging;
was sie nicht gern hörte . . .

„Drei Wochen lang,“ so fuhr er mit einer Stimme
fort, die so ganz, ganz anders klang, als die seiner
allerersten Worte, „so lange schon bin ich unter-
wegs. Genau genommen, habe ich keinen Gewinn
davon gehabt. Ueberall bin ich auf dieselben Menschen
gestoßen, denen ich doch gerade entgehen wollte. Und
hier, hier an diesem entzückenden Plätzchen“ . . . groß
sah er sie an, er stockte . . . „und am letzten und
allerletzten Tage . . . Sehen Sie dort unten die
Rauchwolke? Und wissen Sie, was mir die Wolke
sagt? Mach dich reisefertig; übermorgen hast du
wieder Dienst zu tun.“

„Sie sind Offizier?“ fragte sie und sah ihn dabei
so seltsam an; die Augen gingen ihr unruhig hin
und her. „Ist Ihr Urlaub schon zu Ende?“

„Jawohl,“ erwiderte er; „leider. Beides — leider.
Ich wollte jetzt, ich wäre ein freier Mann und brauchte
niemand um Urlaub anzubetteln.“

„Sie bekommen doch gewiß ein paar Tage Nach-
urlaub?“ fragte sie weiter mit sichtlichem Interesse.

Ueberrascht sah er sie an. Sie war aber so eifrig dabei, daß sie darauf gar nicht weiter achtete, sondern fortfuhr: „Ich mache Sie mit meinem Oheim bekannt.“

„Das ist hier der Wirt?“ fragte er, noch mehr verwundert.

„Ja, ja,“ erwiderte sie hastig; „wir telegraphieren an Ihr Regiment . . .“; erwartungsvoll, dringend, ja bittend schaute sie ihn dabei an.

Was für Bilder, Gedanken, Pläne, Hoffnungen und Wünsche zogen da auf einmal durch die Seele des Mannes! Tausend Fragen, gleichzeitig gestellt, gleichzeitig Antwort heischend! Sie standen dicht beieinander, so daß sie einander atmen hörten und die überwollen Herzen schlugen. Himmelhoch jauchzend, — zum Tode betrübt . . .

Ja, zum Tode betrübt; denn was sich jetzt losrang von seinen Lippen, klang ruhig, beinahe kalt und kam doch aus einem Herzen, das zerfleischt und zerrissen worden wie nur jemals eines in der Welt.

„Es ist besser,“ sagte er, „ich reise. Sofort gehe ich. Nicht eine Minute länger will ich ein Glück vor Augen sehen, das mir doch niemals zuteil werden kann.“ Und dann setzte er noch hinzu, und es klang deutlich ein unsagbar tiefes Weh hindurch: „Ich will Sie nicht weiter beunruhigen . . .“

Leicht fuhr er ihr dann mit der rechten Hand über die Stirn und strich ihr das Haar zurecht, das ein wenig in Unordnung gekommen war. Dann neigte er sich zu ihr hinab, küßte ihr innig beide Hände, nahm Hut und Stock, Handschuhe und Rucksack, legte noch einen harten Taler auf den Tisch für Essen und Trinken und war dann im Umsehen wieder zum Tore hinaus . . .

Auf der Brüstungsmauer der Terrasse aber lehnte ein schönes Haupt, die Augen voller Tränen . . .

Inzwischen schritt der junge Offizier reich den steilen Fußweg hinunter, der unmittelbar am Tore ins Tal führte. Er hatte es eilig. Er mußte innerhalb dreißig Minuten an der Eisenbahnstation sein, oder er versäumte den Zug, und dann befam er weiterhin keine passenden Anschlüsse mehr, — kurz, jetzt hieß es, die Beine in die Hand nehmen!

Er raste und sprang den Berg geradezu hinab. Es garte und kochte in ihm. Er konnte das schöne Bild nicht loswerden. Er kämpfte mit sich selbst. Sollte er nicht doch lieber umkehren? Noch niemals war er einem Mädchen begegnet, das ihn auf den ersten Blick so gefesselt hatte wie sie. O, er las in ihrer Seele! Ihr Mund hatte so wenig gesprochen, und doch ihre Augen so unendlich viel gesagt. „Sie müßte deine Frau werden!“ — Das war's!

Noch niemals bisher hatte er so weit gedacht, so viele schöne Mädchen er auch kannte. Und hier war ihm der Wunsch beinahe augenblicklich gekommen! Es war ja geradezu toll! — Und nun gar ein Wirtsmädel, oder wenn auch nicht gerade das, so doch die Richtige eines Wirts! Ach, das war ja erst recht toll! Was würden Vater und Mutter dazu sagen . . . die Mutter? — nein, wenn sie das Mädchen

sehen würde . . . er müßte seine eigene Mutter schlecht kennen — entzückt würde sie von ihr sein auf den ersten Blick, genau wie er! Aber die Brüder, und namentlich die Schwestern! Besonders die älteste, die Adele, die den Geheimen Regierungsrat geheiratet hat! — Ach, es war ja gar nicht daran zu denken. Und selbst wenn er alles und jedes auf sich nehmen wollte, wenn er allem Trotz bieten wollte — er bekam ja auch niemals den Heiratskonsens.



Auf der Brüstungsmauer der Terrasse aber lehnte ein schönes Haupt, die Augen voller Tränen.

Ein Mädchen, das in einer Wirtschaft bedient, — es war einfach ausaeschlossen . . . Und doch und doch, — er konnte sich nicht hier von dem Boden trennen, wo sie weilt! Er blieb wieder einmal stehen, rüßte am Rucksack und besann sich. Schon wandte er sich da wieder zurück nach dem Berge. Das Blut schoß ihm in heißen Ströme nach dem Kopf

und in die Glieder, und dann jagte es wieder zurück zum Herzen und machte ihn erschauern und erbeben vor Glück und vor Gram und Kummer. Ein Gedanke, ein Wille, ein Verlangen durchzuckte ihn: Ach, nur einmal, nur ein einziges Mal dich küssen — und dann fort auf immer, in Nacht und Nebel, Glend und Graus . . . ich kann dich ja niemals, niemals im Leben wieder vergessen. — Wild stürmte er den Bergweg wieder hinauf. Ganz außer Atem geriet er. Er mußte stehenbleiben, um wieder zu Atem zu kommen. Das macht der Wein! sagte er sich schließlich. Wie kann man eine ganze Flasche so hinunterstürzen! — Er blieb stehen. Nein, sagte er sich dann, ich kann nicht, ich darf nicht. Ich will — du Liebe, Gute, Schöne, Einzige, Meine, Ahnungslose — deinen Lebensweg nicht aufwühlen. Wandle du deinen ebenen Pfad. Es wird dir gut gehen, — wie ich es dir beim Glase Wein gesagt und gewünscht habe. Es muß dir gut gehen, — ich aber gehe weiter meinen Dornenweg, einsam, — jetzt einsamer als jemals zuvor.

Damit machte er voller Entschiedenheit auf dem Absatze kehrt, und nun erst recht stürmte und jagte er den Berg hinunter, der Eisenbahnstation zu.

Aber so geht's! So entsetzlich eilig hatte er's gehabt, und nun, wo er in aller Hast auf dem Bahnsteig ankam, hatte er noch vollauf Zeit.

Der Zug war eben erst gemeldet. Der Stationsvorsteher war noch nicht einmal auf dem Bahnsteig. Der ganze Bahnhof war menschenleer. Nur ein Bahnstättner machte sich mit einigen Obstkörben zu tun, die er in den Zug zu verladen hatte.

Der junge Offizier trat an den Schaffner heran. „Sagen Sie einmal,“ so wandte er sich an ihn, „wie heißt denn das Wirtshaus dort oben?“

Damit zeigte er nach dem Berge, den er so eilig heruntergekommen war.

„Wirtshaus?“ knurrte der Schaffner. „Was für ein Wirtshaus?“

„Nun eben das auf dem Berge dort!“

Der Schaffner schaute nach dem Berge hin und sah sich dann den jungen Fremden verwundert an.

„Ich kenne doch,“ sagte er mit einiger Würde, „alle Wirtshäuser in der ganzen Nachbarschaft; aber da oben“ — und damit zeigte er nach dem Berge hin — „kenne ich keines.“ Die stark geröthete Nase, die dem Manne im Geichte saß, mußte dieser Auskunft den Stempel der Zuverlässigkeit ausdrücken. „Da oben gibt's überhaupt keine Wirtshäuser,“ setzte er noch hinzu; „Schlösser ja — da gibt's etliche . . .“

Der Offizier wollte weiter erklären, ausfragen; er mußte doch zum mindesten Namen wissen, — aber da lief der Zug ein. Nur eine Minute Aufenthalt. Nur geschwinde in den Wagen hinein! „Fertig!“ Fort! Fort! —

Große Cour bei Hofe.

Kein Ball, kein Festessen. Nur ein Konzert, und im Anschluß daran eben die „Cour“. Die Herrschaften, die bei Hofe neu zugelassen sind, werden den Majestäten durch den Hofmarschall vorgestellt. Das Kaiserpaar sitzt dabei regelrecht auf einem

Throne und um den Thron herum sitzt der geiamte Hofstaat, sowie was etwa von auswärtigen Höfen zu Besuch und anwesend ist.

Ist das ein Gedränge! Wohl an 2000 Menschen mögen im weihen Saale beisammen sein.



Wenn die Musiker

Pause machen, wird der berühmte Punsch herumgereicht, kalter Punsch von einer großartigen Beschaffenheit, von einem Wohlgeschmack, wie er nirgendwo anders auch nur annähernd erreicht wird. Der alte Kellermeister des Kaiserhauses besitzt und bewahrt das Rezept dazu.

Die Diener tragen auf großen, silbernen Tabletten etwa immer ein Dutzend gefüllter Punschgläser. So gut es eben geht, schieben sie sich durch das Gemühle; aber an ihr eigentliches Ziel gelangen sie niemals. Lange vorher sind ihnen die Gläser abgenommen. Man balgt sich geradezu um die gefüllten Gläser. Arme Fürstlichkeiten! Arme Prinzen und Prinzessinnen! Zu euch gelangen nur immer die leeren Tabletten. Der Weg bis zu euch ist zu weit! Er führt an allzu vielen durstigen Kehlen vorüber! Und doch ist es so heiß, so dunstig und staubig im Saale. Auch ein Prinzeklein kann wohl Durst fühlen und sich herzlich sehnen nach einem Glase des berühmten Punsch.

Einer der Offiziere hat das eine Weile so mit angeesehen. Ein Glas des Punsch hatte er sich selbst schon erobert und genossen; er weiß also, wie gut er schmeckt. Er spürt ein menschliches Nühren. Als er wieder einen der Diener herankommen sieht, das Tablett zum Teil noch besetzt mit gefüllten Gläsern, nimmt er ihm kurzerhand das Tablett ab. Er setzt seinen Helm zur Seite und steuert unmittelbar auf einen Kreis Damen zu, die bisher offenbar gänzlich „trocken“ gegessen haben.

Auch Prinzessinnen sind sozusagen Menschen — nur daß sie das nicht gern zeigen. Sie waren sämtlich so freundlich und nahmen den Punsch von dem Offizier an; aber sagen tat nicht eine etwas dazu. Diese und jene nickte ja gnädig, — das war aber auch alles. Endlich hatte der junge Mann alles versorgt. Nur noch ein Glas stand auf seinem Tablett. Da fiel sein Auge auf eine der Damen, die etwas abseits saß. Sie selbst hatte ihn die ganze Zeit über wohl beobachtet in seinem Tun; er war ihr sofort aufgefallen.

Es war vielleicht eine der jüngsten, jedenfalls aber die schönste aus dem ganzen Kreise; sicherlich keine zwanzig Jahre alt, schlank und doch von einiger Fülle, dunklen Haares, mit großen braunen Augen, die freilich gar nicht so recht lustig, sondern eher gelangweilt, ja beinahe schwermütig in all den Glanz, all das Licht und all die Farben schauten.

Eine mächtig lange Kette von ganz gleich großen Perlen schlug sich ihr erst zweimal um den schönen weißen Hals und dann noch einmal um die schlanke Taille, um noch mit einem langen Ende ihr in den Schoß zu fallen. Auf der Brust trug sie einen Vorsteckschmuck von ausnahmsweise großen Brillanten, und auf dem schönen vollen schwarzen Haar, das hoch aufgesteckt war, thronte gar ein Kopfschmuck aus Brillanten, ein richtiges Krönlein, aus ganz großen Steinen zusammengefügt. Wie schön, wie bewundernswürdig schön war sie! — Ja, man sah es, das war eine Prinzessin, wie man sie sich nach allem vorstellt, eine echte, rechte . . . es sei denn, sie stammte gar aus dem Reiche der Feen. . .

Der junge Offizier, das silberne Tablett in der Hand und darauf stehend das allerletzte der Punschgläser, starrte sie an. Es wurde ihm, er wußte gar nicht wie zumute. Das mußte wohl die große Hölle im Saale machen; der Lärm, der Staub, das viele

Licht oder auch der Punsch war es, — es drehte sich ihm mit einem Male alles vor den Augen. Aber unentwegt blieb sein Blick auf dem schönen Jeenbilde vor ihm haften, und deutlich meinte er jetzt zu sehen, wie das Zauberbild sich leicht vorneigte und mit dem Fächer eine freundliche Bewegung machte . . . Da sagte er sich, und das Tablett fest anfassend, schritt er auf sie zu. Er verneigte sich tief vor ihr und reichte ihr dabei das Tablett hin.

Die Prinzessin, mit leichter Hand, nahm das Glas vom Tablett ab, und als der junge Offizier das Tablett jetzt sinken ließ und dafür den Kopf zu ihr erhob, sah sie ihn mit ihren großen Augen durchdringend an. In einem sonderbaren Gemisch von halb Lachen und halb Weinen kam es von ihren schönen Lippen: „Bedienen Sie hier?“

Nur die drei Worte! Aber sie fuhren wie ein Blitz in seine Seele. Jetzt sah er sie mit andern



In einem sonderbaren Gemisch von halb Lachen und halb Weinen kam es von ihren Lippen: „Bedienen Sie hier?“

Augen an — und die erkannten sie. Die Augen aber verdunkelten sich ihm; es war, als müßte er ihr zu Füßen stürzen . . .

Sie war es, sie war es wirklich! Mit einem Schläge war ihm alles klar geworden. Die vielen Monate über hatte er in der

unsinnigsten Weise gegrübelt und geforscht. Er hatte hin und her geschrieben und stand auf dem Punkte, selbst noch einmal hinzureisen nach der Bergstraße — da, da zerriß vor seinen Augen der Vorhang, den er allmählich zu lüften gedachte, und da zeigte es sich, wie es wirklich stand: ganz, ganz anders, als er gedacht; aber schlimmer, weit schlimmer für ihn . . . Er hatte geglaubt, wunder war sehr über ihr zu stehen, — nun stand sie himmelhoch über ihm . . .

Alle diese Gedanken durchzuckten und durchjagten jetzt seinen Kopf. Wie geistesabwesend starrte er sie an. Eines aber sah er doch: wie sie das Glas hob, das sie ihm abgenommen.

Sie hob es leicht in die Höhe, sah ihn überaus liebenswürdig an und sagte dazu: „Auf Ihr Wohl! Möge es Ihnen immer wohl gehen im Leben!“

Blötzlich hörte er unmittelbar neben sich noch jemand anderes sprechen. Galten ihm überhaupt die Worte? Es schien.

Ein kleiner wohlbeleibter Herr in der Uniform eines englischen Admirals, etwas kurzatmig und mit fremdartiger Betonung sprechend, redet tatsächlich schon eine ganz geraume Zeit auf ihn ein. Wiederholt hat er schon immer dasselbe gesagt. Endlich versteht der junge Offizier, was der andere sagt und will: „Gestatten Sie mir . . . Prinz Aribert . . . äh, äh . . . Herr Kamerad waren so nett, . . . äh, äh . . . nett, meine Braut mit Punsch zu versorgen . . . äh, äh . . . darf ich Sie . . . äh, äh . . . Ihrer Hoheit vorstellen?“



Zwischen Tür und Angel.

Erzählung
von Kurt Kühns.

Auf dem stattlichen Gehöft am Ende des Dorfes, in dessen Hof die blauen Kuppen der Berge blickten, herrschte ein wirres Durcheinander. Alle Türen standen offen, und die Besucher, Bauern, Handelsleute, auch viele Frauen gingen mit schweren Schritten, alles prüfend und untersuchend, umher. In der großen Stube aber stand vor einem Tisch, der vor den alten, grünen Kachelofen gerückt war, der Vollzugsbeamte, umgeben von einer Schar von Kauflustigen, und eintönig fiel sein Hammer auf die Tischplatte: zum ersten, zum zweiten, zum dritten.

Nebenan in einem Hinterzimmer, das fast vom hochgetürmten Bett an der Wand ausgefüllt war, saß ein junger Mann, den Kopf tief auf die auf dem Tisch gefalteten Hände gesenkt. Keine Miene in seinem erstarrten Gesicht, einem hübschen, aber von Leidenschaft und Schmerz zerstörten Gesicht, zuckte, aber in seinen klugen, grauen Augen funkelte eine furchtbare Erregung.

Ganz still saß er und sann. Seit seine Frau gestorben, hatte das Glend angefangen. Er hatte nicht glücklich mit ihr gelebt; sie hatte ihn nicht zu nehmen verstanden; war hart und trozig gewesen, aus demselben Holz geschnitten wie er. Aber sollte sie doch sein guter Engel gewesen sein? Seit sie ihn verlassen, ging alles verkehrt. Das Gefinde betrog ihn; und es hatte es leicht, ihn zu betrügen, denn er saß im „Krug“ tage- und nächtelang und verspielte sein Geld. Oder er lag in der Stadt und führte einen ganz nutzlosen Prozeß um einen Weg. Nun, Prozeß und Spiel fraßen sein schönes Vermögen auf, und jetzt war es soweit mit ihm gekommen.

Ein klägliches Wechrei ließ ihn aus seinem Brüten auffahren. Da in der Wiege lag sein Kind, bei dessen Geburt — es war heut der Jahrestag —

seine Frau ihr Leben gelassen. Daß das Wurm überhaupt noch lebte! Gekümmert hatte sich wahrlich kein Mensch darum. Und er, wenn er jetzt seinen Wanderstab und sein Bündel nahm, wo blieb er mit dem Kinde? Sonst wäre er jetzt wenigstens frei gewesen, — statt des hing ihm ein solches Bleigewicht an den Füßen. Ja, dieses Unglückswurm war an allem schuld! Eine furchtbare Erregung kochte in ihm auf, etwas wie Mordlust, seine ungeheure Wut, die hier in dieser engen Brust eingekapselt ihn zu ersticken drohte, durch eine gräßliche That zu entladen. Was sollte dies verlassene Kütten überhaupt in der Welt? Mord war Wohlthat, — jahre deiner Mutter nach, du Unglückskind, — das war das Beste.

Mit rascher Bewegung trat der Mann an das Bettchen der Kleinen und streckte zähneknirschend die Hand aus, mit einem Griff seiner eisernen Fingerringe die kleine Kehle zuzudrücken, — da wandte die Kleine ihm ihr Auge zu, sie hielt mit Weinen inne, als sie endlich ein menschliches Gesicht erblickte, und lachte. Lachte aus großen, unschuldigen Kinder-Augen.

Der Vater hielt inne, wandte sich ab. Seltsam, wie ihm dieser Blick zu Herzen ging, dieses unschuldige, arglose Vertrauen in den Augen seines Kindes. Was? Er, der mit jedem Tier Mitleid hatte, sollte der Mörder seines Kindes werden? Ein Grauen packte ihn, wie den Schlafwandler, der erwachend sich vor einem Abgrund sieht. Nein: der Henker eines solchen wehrlosen Geschöpfes, das konnte er doch nicht sein.

„Hast Hunger, was?“ fragte er. Es überkam ihn in jähem Um Schlag ein Mitleid, wie er es für das Kind, das ihm bisher ein Stein des Anstoßes gewesen, noch nicht empfunden, zugleich zum erstenmal das Gefühl einer ungeheuren Verantwortung. Durfte er tatlos mit ansehen, wie dies arme, mutterlose Kind elend zugrunde ging? Wie? Hatte er nicht einmal ein gefangenes Neßty mit der Flasche ge-erönet? Sollte er sich schämen, seinem Kind ein Gleiches zu tun?

Er erhob sich und ging mit schweren Schritten in die Küche. Sein Haus war leer; die Kauflustigen waren gegangen; das Gesinde hatte sein Haus verlassen.

Während er im Küchenschrank unter dem letzten notdürftigen Geschirr polterte, hörte er, wie die Tür ging, ein leichter Tritt auf dem gepflasterten Flur tönte. Auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen in der dunkeln Landestracht, das rotblonde Haar in schweren Flechten um das feine, blasse Gesicht gelegt. Das war Therese, die Schwester seiner verstorbenen Frau.

Das junge Mädchen trug ein Bündel am Arm, das es auf den Tisch stellte.

„Du, Therese?“ fragte Heinrich Lee, der Berghofbauer. Er hatte sich auch mit seinen Schwiegereltern überworfen, die ihm die Schuld am Tode seiner Frau gegeben.

„Ich bin's, ja!“ versetzte das junge Mädchen.

„Ich wollte mich nach deiner kleinen Marie umsehen. Ich kann mir denken, daß sie nicht zum besten aufgehoben ist.“

„Wollen das deine Eltern?“ fragte Heinrich mit einem fast erstaunten Blick.

„Sie wollen's eigentlich nicht,“ versetzte das junge Mädchen, während eine leichte Röte über ihre Stirn flog. „Aber hab' ich's nicht meiner Schwester versprochen, ihr Kleines nicht zu verlassen?“

„Mir kommst du wie ein Engel vom Himmel!“ sagte Heinrich aufrichtig. „Nese,“ — es stieg ihm plötzlich heiß in die Augen, würgte ihn in der Kehle, daß es ihm schwer wurde zu sprechen, — „ich will dir diese Stunde nicht vergessen! Verdient habe ich sie nicht um euch!“

Dem jungen Mädchen zuckten die Lippen; sie antwortete nicht. Sie schürte das Feuer im Herd, stellte die Milch warm und spülte die Flasche.

Mit schwerfälligen Schritten ging Heinrich durch sein leeres Haus. Alles fort, was die fleißigen Hände seiner Väter und Vorfäter mühsam zusammengesammelt. Und was sollte nun werden? In ein paar Tagen mußte er auch seinen Hof verlassen, mit Schimpf und Schande. Wenn das sein Vater wüßte! Aber wo sollte er hin in Gottes weiter Welt?

Er kam wieder in die Küche und setzte sich schwer auf die Bank.

„Ja, wenn man allein wäre!“ setzte er laut seinen Gedankengang fort. „Man schnürte sein Bündel und suchte anderswo sein Glück. Aber so, mit dem Kinde, was soll da werden?“

Nese schürte das Feuer, daß es seinen Schein rot auf ihr feines Gesicht malte. „Ist dir wohl wieder zuviel, dein Kind?“ fragte sie. „Solltest Gott danken daß du das Kind hast. Wenn dich noch etwas halten kann, daß du ein anständiger Mensch bleibst, so ist's das Kind. Allein hättest du doch nicht das Zeug dazu.“

Heinrich zuckte zusammen.

„Wie meinst du das?“ fragte er zaghaft.

„Ich meine, daß du etwas hast, wofür du arbeiten kannst,“ versetzte Nese. „Oder besser: arbeiten mußst. Solchem großen, starken Manne wird's doch nicht zu schwer sein, solchem Würmchen das bißchen Brot zu schaffen?“

Heinrich errötete. „Das nicht!“ versetzte er. „Nur, wo bleibt man mit dem Kinde?“

„Wo es bleibt? Bei dir bleibt's,“ versetzte Nese.

Da lachte der Mann bitter auf. „Weiß selbst nicht, wo bleiben!“ rief er, „hab' kein ander Dach über dem Kopf, als den Himmel. Ich werb' eine Nacht im Straßengraben wohl überleben. Ob das Würmchen auch, weiß ich nicht.“

Wieder schürte das junge Mädchen das Feuer, daß der Schein glühte. „Wenn ich ein Kind hätte,“ sagte sie, „ich täte mich schämen, so jammervoll daherzureden, noch dazu, wenn ich ein Mann wäre. Ich lege nicht die Hände in den Schoß. Ich würde zusehen, wie ich mir wieder ein Unterkommen schaffe. Und wenn's noch zur Stunde wäre!“

Heinrich stand auf. Die ganze Verzweiflung seiner trostlosen Lage packte ihn an. „Lieber Gott!“ röhnte er. „Ich weiß mir keinen Rat. Hab' bloß Bauer gelernt und Bauer will ich bleiben. Aber mein Land und mein Hab und Gut hab' ich verloren, Gott sei's geklagt! Tausend Taler oft in einer Nacht verspielt, in einer



Wieder schürte das junge Mädchen das Feuer.

verrückten Verblendung, als hätte solch wüßtes Toben mein Schicksal bessern können! Ich unglücklicher Mensch habe das getan, und was bleibt mir jetzt? Was soll ich anfangen in aller Welt? Die Welt

mehr fassen konnte. Sein Anwalt würde schon Rat wissen, was er beginnen sollte; ihm war alles gleichgültig. Nur eins war gut, — daß er sein Kind noch hatte! Wenn er jetzt mit dem Gefühl, ein Kindesmörder zu sein, hier durch die Nacht irren müßte, diesen dumpfen, schweren Druck im Herzen, dieses marktschüttelnde Grauen in allen Adern! Gott sei tausend Dank, daß sein guter Engel ihm in dieser gräßlichen Stunde zur Seite gestanden. Sein eigenes Kind war dieser Engel gewesen und konnte es weiter sein, meinte Neje? Merkwürdig! Dies Kind, das ihm ein Bleigewicht zu sein dünkte, das er gehaßt hatte von der ersten Stunde an?

Die Strafe senkte sich, und unten, tief im Tale, blickten die Lichter des warm in die enge Talsohle gebetteten Städtchens zu ihm herauf. Heinrich blieb einen Augenblick stehen und blickte in das Tal auf alle die hellen Fenster hinab. Wohl dem, der solch ein sicheres Heim dort unten besaß, dachte er. Wieder überkam ihn das Elend der Heimatlosigkeit, doppelt hart für einen bodenständigen Mann. Fast war's ihm, als sei er schon ausgestoßen, als wandre er hier, sein Kind auf dem Arm, hinaus in die weite, weite Welt.

ist weit, ja! Aber nirgend ist ein Fleckchen für mich!

„Nirgend?“ fragte Neje, und sah plötzlich seine beiden Hände, indem sie ihm warm ins Auge sah. „Wirklich nirgend? Ist nicht der Schickler, oder wie er hieß, nach Brasilien gegangen und soll er dort nicht das Fleckchen Erde gefunden haben, das ihm fehlte? Könntest du das nicht auch machen? Sei ein Mann und raff' dich auf! Wenn du nur willst, Wege wird es genug geben.“

Einen Augenblick sah Heinrich dem jungen Mädchen tief ins Auge; er ahnte, welchen Schatz die Seele dieses Mädchens barg.

„Ich will alles tun,“ sagte er.

„Aber bleibe du vorläufig bei meinem Kind, Neje!“

Das junge Mädchen erröthete und nickte.

„Ich will zur Stadt, mit meinem Anwalt meine Lage noch einmal besprechen,“ fuhr Heinrich fort.

„'s ist recht,“ versetzte Neje. „Ich werde dein Haus hüten.“

Heinrich ergriff seinen Knotenstock und machte sich auf den Weg.

Mit starken Schritten wanderte er dahin. Es dunkelte bereits, und ein rauher Wind schob über die flachen Kuppen der Berge und peitschte einen eisigen Sprühschnee ihm ins Gesicht. Er konnte kaum aus den Augen sehen, so dicht war das Geströber.

Er war so abgespannt, daß er keinen Gedanken

Wieder schürte das junge Mädchen das Feuer.

du, was ich mir so gedacht habe? Was soll ein lediger Mann wie du mit solchem kleinen Kind herumziehen? Das verkommt ja elend, schreit sich halb tot, wenn du im Wirtshaus sitzt. Oder willst du's in der Stadt einer Engelmacherin geben? Ich will dir was sagen: in Dienst will ich nicht mehr gehen, ich will das Kind nehmen. Für Geschwister, daß es nicht so allein ist," sie lachte, daß ihre großen weißen Zähne blühten, „habe ich auch gesorgt. Gib mir jährlich hundert Taler und gib mir das Kind in Pflege.“

„Du wärest mir die Rechte!“ stieß Heinrich hervor. „Hundert Taler! Wollt ihr denn ewig an mir herumsaugen? Ist's noch nicht genug, was ihr aus mir herausgepreßt habt? Laß mich in Frieden, sage ich dir, oder ich zahle dir den Hundstlohn, den du verdient hast.“ Er hob ingrimmig seinen Stock. Das Weib schrie auf und rief ihm Verwünschungen nach, als er hastigen Schrittes zu Tal eilte.

Heinrich trat in das Sprechzimmer seines Anwalts und stampfte den Schnee von den Füßen. Der Rechtsanwalt, ein älterer Herr mit freundlichen Zügen, erhob sich aus seinem Drehstuhl.

„Sie sind's, mein lieber Herr Lee,“ sagte er. „Also Ihre Angelegenheit ist glatt. Der Hof ist jubhaftiert, alle Forderungen sind beglichen, — das hier ist der Rest, der ihnen verbleibt.“ Er legte drei Tausendmarkscheine vor Heinrich.

„Sie haben mit Ihrem väterlichen Erbe schön gewirtschaftet,“ fuhr der Anwalt fort. „Aber geben Sie keinem andern die Schuld. Sie haben sie selbst.“

Heinrich erwiderte kein Wort, aber er starrte auf seinen Hut, den er zwischen den Fingern drehte, mit einem so verzweifelten Ausdruck, daß der Anwalt ihm die Hand auf die Schulter legte und fortfuhr: „Es ist mir nicht leicht geworden, Ihnen wenigstens das zu retten. Es ist nicht viel, aber es ist ein Nothanker, mit dem ein energischer Kerl — ich hoffe Sie sind einer — doch wieder einen Halt finden kann.“

Heinrich richtete sich auf. „Eben deswegen wollte ich mit Ihnen sprechen,“ sagte er. „Ich bin Landmann mit Leib und Seele, und ohne eigene Scholle kann ich nicht leben. Mit den paar Groschen kann ich das hier nicht. Aber wie wär's, wenn ich außer Landes ginge? In Brasilien z. B. soll es ganze deutsche Dörfer geben, die Leute sollen da schwer reich werden können.“ Mit glühenden Augen, als gelte die Antwort seine ganze Seligkeit, hing Heinrich an den Lippen des Anwalts.

Der erfahrene Mann wiegte den Kopf. „Ein bißchen wenig Geld für solchen Zweck,“ sagte er. „Die Reise kostet viel, Sie haben auch ein Kind, es ist nicht wie bei einem einzelnen Manne.“ Heinrich wachte die Seiten. „Aber,“ fuhr der Anwalt fort, — er wollte um keinen Preis die Hoffnung in dem Herzen dieses Unglücklichen töten, — „es wird sich Rat finden, es wird sich unbedingt Rat finden. Ich will mir die Sache einmal eingehend überlegen.“

Kommen Sie nächster Tage wieder, lieber Herr Lee, aber bitte unternehmen Sie nichts auf eigene Faust. Sie wagen das Letzte, bedenken Sie das wohl.“

Heinrich steckte das Geld mit einem tiefen Seufzer zu sich. Mit raschen Schritten ging er wieder bergauf. Mit der Auswanderung nach Brasilien würde es nichts werden. Das hatte er richtig aus der Antwort herausgelesen. Aber was dann?

Es schlug vom Kirchturm in dünnen Schlägen sieben Uhr, als Heinrich sein heimatliches Dorf wieder erreichte. Der Laternenschein vor dem Wirtshaus malte einen weitreichenden Schein auf den Schnee; schnell wollte Heinrich vorüber, da hörte er Stimmen auf dem Flur; ein paar junge Männer traten auf die Straße. Es waren seine Zechkumpane, Georg Schmidt, der Sohn des reichen Viehhändlers, und der junge Bäckermeister Trewendt. An sie hatte Heinrich das meiste Geld verloren. Die beiden erkannten ihn sofort, obwohl er das Gesicht abwandte.

„He, Heinrich, du bist's?“ rief Georg. „Nicht so eilig! Deine Wirtschaft wird dich ja nicht so nötig haben.“ Er lachte.

Heinrich blieb bei dem Anruf unwillkürlich stehen. „Na, hast du's heute glücklich überstanden?“ fragte Georg gemüthlich. „Es ist doch ein komisches Gefühl, wenn man so bei lebendigem Leibe



„So, ihr!“ rief er. „Ihr habt noch jeder einen Hof dranzugeben.“

beerbte wird. Du tußt mir leid, du armes Luder! Aber weißt du was? Der Wirt hat frisch angeleckt, ich lade dich zu einem Freibier ein. Und — ich bin dir eigentlich noch Revanche schuldig. Komm, wir gehen ins Hinterzimmer und pokern ein Vater kriegt.“

Heinrich sagte nach seiner Brieftasche mit den drei Tausendmarkscheinen. Es war das Letzte, hatte der Anwalt gesagt. Aber wie oft wandte sich im letzten Augenblick die Karte, schüttete das Glück mit vollen

beerbt wird. Du tußt mir leid, du armes Luder! Aber weißt du was? Der Wirt hat frisch angeleckt, ich lade dich zu einem Freibier ein. Und — ich bin dir eigentlich noch Revanche schuldig. Komm, wir gehen ins Hinterzimmer und pokern ein

Händen seine Gaben aus und machte wieder alles gut? Ob er's versuchte — noch ein einziges Mal? Heinrich schwankte — eines Augenblickes Länge. Nein! Da waren vier Augen, in die er nicht blicken konnte, wenn er das tat!

Ein förmlicher Haß packte ihn plötzlich gegen seine Verführer. „Ja, ihr!“ rief er, „ihr habt noch jeder einen Hof dranzugeben. Vorwärts, macht eurem Vater die Freude, wie ich's ja auch getan habe. Gute Nacht! Banterott ist ein Trumpf, der nicht mehr übertrumpft werden kann.“ Damit ließ er die beiden stehen und ging mit langen Schritten davon.

Schnell hatte er seinen Hof erreicht — ach! es war sein Hof nicht mehr! — und trat in die Küche. Ein helles Feuer prasselte auf dem Herd; es sah sauber und aufgeräumt aus, wie seit langem nicht. Nahe dem warmen Herdfeuer stand das Bett der kleinen Marie, frisch bezogen, und die Kleine lag, behaglich vor sich hin quakend und sich mit munteren Augen umsehend, darin. Zum erstenmal seit langer Zeit fühlte Heinrich den Segen einer Häuslichkeit.

„Nun, wie steht's?“ fragte Reze.

Heinrich schüttelte den Kopf. „Mit der Auswanderung wird's nichts!“ versetzte er finster. „Dazu langt das Geld nicht.“ Damit sank er erschöpft auf die Küchenbank.

„Komm, is erst etwas!“ sagte Reze mitleidig. „Du bist ja ganz herunter und von Kräften. Ueber das andere reden wir nachher.“ Sie stellte eine Schnitte Brot, einen letzten Rest Wurst und ein Glas Milch vor ihn.

„Also der Rechtsanwalt meint, es ist nichts mit Brasilien?“ wiederholte sie, nachdem Heinrich sich etwas gestärkt.

Dieser schüttelte traurig und bedrückt den Kopf. „Nun, vielleicht hätte ich etwas anderes gefunden!“ erwiderte Reze mit selbst leuchtenden Augen. Sie stand auf und holte das Kreisblatt, das sie vor ihn legte. Heinrich ergriff es und las: es war eine Ankündigung der An siedelungs-kommission in Pojen. Rentengüter in allen Größen waren ausgeschrieben.

„Reze!“ murmelte Heinrich, ganz bleich vor Aufregung. „Das — das würde ja gehen! Mein Kapital würde ja ausreichen!“

Sie nickte. Das frohe Leuchten in ihren Augen verstärkte sich.

„Reze!“ rief Heinrich aufspringend. „O mein Gott! Wenn ich wieder ein Fleckchen Erde fände, wo ich Wurzel schlagen könnte!“ Er hielt inne. Eine große Zaghaftigkeit überkam ihn plötzlich. „Aber es hat ja doch keinen Zweck,“ fuhr er fort. „Es hat ja keinen Zweck, wenn man keine Frau mehr hat. Sollen sie mich wieder vorn und hinten bestehlen? Ich glaube, ich habe meiner Frau viel abzubitten!“ Reze nickte vor sich hin. „Nein!“ fuhr Heinrich fort, „in eine Wirtschaft, und wenn's die kleinste Kossätenwirtschaft ist, gehört vor allem eine Frau!“

„Die würde sich am Ende finden,“ entgegnete Reze. „Wenn du ordentlich bist,“ setzte sie schnell

hinzu. Eine seltsame Glut fuhr ihr plötzlich über Stirn und Wangen.

Einen Augenblick sah sie Heinrich fragend, zweisehend an. „Reze!“ sagte er nach kleiner Pause mit zitternder Stimme. „Willst du's nicht mit mir wagen? Ich weiß, ich bin kein sehr begehrenswerter Freier mehr. Aber — mein Kind muß eine Mutter haben!“

Reze stand auf und gab ihm fest und ehrlich die Hand. „Ja, Heinrich!“ sagte sie. „Wenn du ein anderer Mensch werden willst, dann will ich deinem Kind die Mutter sein.“

Einige Jahre sind vergangen. Freundlich lacht die Sonne auf das kleine Ansiedlungsdörfchen Gallatz herab, das, weit hinten im polnischen Land, einsam zwischen dunklen Heiden liegt. Es sind lustige Gehöfte, im niedersächsischen und thüringischen Stil. Jeder hat seines Landes Eigenart in die neue Heimat verpflanzt.

In einem der schmucken Gehöfte stand Reze am Herdfeuer. Eine volle, blühende Frau war sie geworden, und das kleine Mariechen, das eben, auf einem Stuhl stehend, alle Anstrengungen machte, den Tisch zu decken, ein blühendes Kind.

Draußen ertönte Peitschenthall. Heinrich kam eben mit seinem Gespann schwerer bayrischer Ochsen vom Feld. Im nächsten Augenblick stand er selbst in der Tür. Auch er sah frisch aus. Die häßlichen Spuren, die ein ausschweifendes Leben in sein Antlitz gezeichnet, hatte die fleißige Arbeit wieder ausgeblüht.

Einen Augenblick stand Heinrich und sah schweigend zu, wie seine Frau am Herd hantierte. Ein unsicherer Ausdruck trat in sein Auge. Noch lastete auf seiner Seele, manchmal in stillen Stunden, etwas, über das er Gewißheit haben mußte.

„Reze,“ sagte er, „ich weiß zwar, du hast mich bloß so nebenher in Kauf genommen, und ich hab's ja auch nicht besser verlangt. Aber sag, kannst du mich nicht auch für meine Person so ein ganz klein wenig lieb haben?“

Die junge Frau wandte sich ihm zu, lachte, daß ihre weichen Zähne blühten, und legte beide Arme um seinen Hals. „Lieb habe ich dich sehr!“ versetzte sie, „und liebgehabt hab' ich dich immer! Hast du das denn gar nicht gemerkt, du einfältiger Mann du?“





Ang Gericht.

Eine Geschichte
aus dem
Grenzland.
Von
Franz Wich-
mann.

instere, wetterdrohende Wolken zogen über den Mond und hüllten das Moor in schwarze Schatten. Bisweilen strich ein lauer Frühlingswind vorüber und hauchte eine schwüle Dunstwolke in die totenstille Natur. Dann zerstreute sich das Gewölk wieder, und die bleichen Strahlen des nächtlichen Gestirns fielen in die düsteren Lümpel, daß sie ausleuchteten wie die letzten angstvollen Blicke brechender Augen.

Das wechselnde Spiel des Lichtes täuschte über Nähe und Ferne, und selbst der schärfste Beobachter hätte den einsamen Mann nicht zu entdecken vermocht, der sich, an den Boden gekauert, in einem ausgetrockneten Torfgraben verbarg. Schilf und Gestrüpp, das den Rand überwucherte, gestattete ihm mühjam den Durchblick auf die weit bis zur Grenze des Nachbarlandes sich deh nende Ebene. Nur dort, wo ein Stück rückwärts eine verfallene, von den Torfstechern zum Schutz gegen die Witterung errichtete Hütte stand, war der Ausblick durch den anstoßenden Föhrenwald behindert.

Immer wieder richteten sich die Blicke des Spähers nach dem eingesunkenen Dach der Hütte, aus dem zwei junge Birken wuchsen, denn dorthin, durch die Föhren gedeckt, mußten aller Voraussicht nach die Erwarteten kommen.

Die Trümmer der Hütte hatte er zwei Stunden zuvor, ehe er sich auf die Lauer gelegt, genau durchsucht, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Aber daß die Schmuggler die geplante, den Grenzbeamten ver ratene Einföhrung eines großen Postens von Spitzen, Tabak und Zucker bei dem günstigen Wetter dieser wolkig dunklen Frühlingsnacht versuchen würden, darüber war kein Zweifel möglich.

Wolf Ottenrieder dachte an die zu erhoffende gute Belohnung und an Julia. Wenn dieser Jüngling, der ihm ein Avancement sicherte, noch gelang, konnte der alte Morett die Hochzeit nicht mehr hinauschieben. Das Blut stieg ihm zu Kopie, wenn er an den Widerstand des schwarzhaarigen Mädchens dachte, das ihn seit Jahren mit wahn sinniger Leidenschaft erfüllte. Aber jetzt würde der Alte sie zwingen. Und länger konnte er auch nicht warten, wenn er das heißbegehrte Ziel überhaupt noch erreichen wollte. Im Herbst wurde Julia volljährig und übers Jahr kam der Hans zurück, vor dem er sich so lange sicher geföhlt hatte. Ihm wieder begegnen war nichts

anderes als eine Todesgefahr. Aber hatte die Hochzeit erst stattgefunden, so konnte er sich versehen lassen, weit fort, an eine andere Grenze, wo man ihn nicht haßte, wie hier. Dann, wenn der Bursche nichts mehr zu hoffen hatte, vergaß er vielleicht das Geschehene, und außerdem war es ihm selber lieb, nicht mehr unter diesen finsternen, schweigjamen Torfstechern leben zu müssen, die, alle dem Schmuggel ergeben, mit ihren steten Heimlichkeiten lau ernden, brütenden Ungewittern glichen, und ihm, dem strengsten und schneidigsten der Grenzer, den Spottnamen „Der rote Wolf“ aufgebracht hatten.

So oft er den Namen hörte, packte ihn die Wut, und auch jetzt, da er bloß daran dachte. Wie auf Rache sinnend, prüfte er die scharf geladene Büchse, die auf seinen Knien lag. Die Kälte des eisernen Laufes machte ihn unwillkürlich schauern, und plötzlich schnellte er empor. War der Augenblick der Entscheidung gekommen?

Nein, es war nichts, nur ein Luftzug, der schwarze Schatten einer Wolke war an ihm vorübergestreift. So war Hans Haller damals an ihm vorübergegangen, in fürchterlichem Schweigen, und wie der Schimmer des Mondes durch die Wolke brach, so war aus seinen Augen jener Blick gedrungen, der ihm heute noch das Blut erstarren machte, der ihn oft nachts aus dem Schlafe riß und ihn auch jetzt bei der bloßen Vorstellung mit frostigem Schauer durchrieselte.

Sich wie im Fieber schüttelnd horchte er von neuem. Diesmal konnte er sich nicht getäuscht haben. Das war das Geräusch vorsichtig schleichernder Schritte. Aber sie kamen nicht, wie er erwartet, von der verfallenen Torfhütte, sondern von links her und konnten nur einem einzelnen Manne gehören. Wahrscheinlich hatten die Schmuggler Unheil geahnt und sich geteilt.

Noch tiefer duckte er sich nieder und spannte leise den Hahn seiner Büchse.

Hatte der einsame Wanderer das Knacken des Hahns vernommen? Die Schritte verstummten plötzlich und in der unheimlichen Stille hörte der Grenzer das Pochen seines eigenen Herzens. Nach einer Weile begann das Geräusch von neuem, der Schmuggler konnte nur noch wenige Schritte entfernt sein.

Mit jähem Satz schwang sich der Beamte über den Rand des Grabens. „Halt, stillgestanden!“

Ein unterdrückter Ausruf, der wie ein Fluch klang, antwortete ihm. Der Ueberraschte wollte sich niederwerfen, um dem drohenden Büchsenlauf zu entgehen, aber schon war Ottenrieder an seiner Seite und hatte seinen Arm gepackt.

„Verdammt, der rote Wolf!“

Der Grenzer prallte bei dem Klang der Stimme zurück, und vor Schrecken wäre ihm beinahe die Büchse aus der Hand gefallen.

„Peter, — du, — welcher Teufel hat dich unter die Schwärzer geführt!“ stieß er außer sich hervor.

„Einer, der's gut mit mir meinte,“ klang es höhni sch zurück, „denn wenn du die Julie . . .“

„Still von ihr! Was hast du in dem Sack?“

„Tabak und Spitzen, wenn du's wissen willst.“
 „So bist du des Grenzrevells überführt.“
 „So wahr, als du deine Entdeckung für dich behaltst wirst,“ spottete der feste Schmuggler.
 Ottenrieder biß sich in ohnmächtiger Wut auf die Lippe. „Du bist überführt — und ich muß —“
 „Allerdings wirst du für immer auf meine Schwester verzichten müssen,“ fiel ihm der andere ins Wort. „Oder glaubst du, der Vater gebe dir die Fule, wenn du mich anzeigt und ins Gefängnis bringst wie den Hans!“

Der Grenzer erblaßte. Sein künftiger Schwager brauchte nicht auszusprechen, was er schon im ersten Augenblick der peinlichen Entdeckung sich selber gesagt. „Seit wann bist du hier?“ fragte er, der Antwort ausweichend.

„Seit es mir in Nodelbach nicht mehr gefiel. Vierzehn Tage sind es, daß ich Vater und Schwester nachgezogen bin.“

„Und konntest du keine andere Beschäftigung finden?“

„Eine einträglichere nicht, — denn die Grenzer sind dumme Kerle. Du warst der einzige, der zu fürchten ist, und vor dir war ich sicher.“



„Dalt, stillgestanden!“

„Weißt du das so gewiß?“ knirschte Ottenrieder in ohnmächtiger Wut.

„So gewiß, als du mich jetzt unbelästigt passieren lassen wirst,“ meinte der Schmuggler mit zuversichtlichem Lachen.

Der Grenzer, tief Atem holend, trat aus dem Wege.

„Geh, ich habe nichts gesehen.“ Und während Peter Novett hastig seinen Weg fortsetzte, schlich er selbst, einem Verbrecher gleich, der von unsichtbaren Augen gesehen zu werden fürchtet, zu seinem Versteck im Torfgraben zurück. Er sagte es sich selbst, es war zwecklos. Was wollte er noch dort, da ja kein anderer Pächter mehr des Weges kommen würde. Aber in den Graben fiel wenigstens nicht das verräterische Mondlicht, das seine Pflichtverletzung gesehen. Seit die Wolken sich zu zerstreuen begannen,

ward es immer heller, und die Posten seiner Kameraden lagen ja ringsum auf der Heide versteckt.

Mengstlich verfolgten seine Blicke den Bruder Julius, als wäre dessen Sicherheit gleichbedeutend mit der seinen. Immer noch konnte er die unter der schweren Last gebückt schreitende Gestalt verfolgen. Aber was war das? Am Krähenthor lehrte der Schmuggler, nachdem er schon ein Stück weit in die Feuchte, mit Wollgras und Binjen bewachsene Fläche hineingestapft war, plötzlich wieder um. Infolge des Regenwetters der letzten Tage mußte das sonst mäßig trockene Moor sich mit Wasser gesättigt haben und unpassierbar geworden sein. Weit ausbiegend mußte der Gefährdete wieder gegen die Grenze zurück, um von dort durch den Weidenbrink, am Blutstein vorüber, nach Schwarzmühlen zu gelangen.

Der Blutstein — durchfuhr es ihn. Da lag ja der Robert Germann im Versteck. Sollte er seinen Vertrauensbruch noch weiter treiben, dem Nichtsahnenden nachsehen und ihn warnen? Sein eigenes Interesse war es, daß der Peter nicht dem Beamten in die Hände fiel. Sah dieser den Pächter von der Torfhütte herkommen, so mußte das ein schlimmes Licht auf Ottenrieders Wachsamkeit werfen, wenn nicht gar ein noch gefährlicherer Verdacht entstand. Der Germann war ihm feindlich gesinnt und konnte leicht die Gelegenheit benutzen, um ihn bei seinen Vorgesetzten anzuschwärzen. Das durfte nicht geschehen, und schnell entschlossen verließ er zum zweitenmal sein Versteck.

Am Rande des Grabens stützte er. Hatte sich nicht dort bei der alten Torfhütte etwas bewegt? — Einem Schatten gleich hatte es sich erhoben und war wieder untergetaucht, und ein Ton kam herüber, wie das Ausgleiten eines Fußes auf schlüpfrigem Erdbreich. Sollte ein zweiter Schmuggler sich nähern? Einen Augenblick überlegte der Grenzer. Sah er bei der Hütte nach, so war es unmöglich, den Peter noch einzuholen. Aber das letztere erschien ihm wichtiger. Mochte der zweite davonkommen, wenn nur der erste nicht in sein sicheres Verberben lief und vielleicht bei einem Verhöre unbedacht seinen eigenen Fehltritt verriet.

Hastig eilte er der überschwemmten Fläche entlang der Richtung nach, in der der Peter im Halbdunkel verschwunden war. Einen großen Vorsprung mußte der bereits gewonnen haben, denn schon hatte Ottenrieder den Rand des Weidenbrinks erreicht, ohne ihn zu Gesicht zu bekommen.

Nur langsam kam er in dem unwegsamen Gestrüpp vorwärts. Obendrein mochte das Brechen und Knacken der Zweige, wenn es zu des Schmugglers Ohren kam, diesen glauben machen, daß ein neuer Befolger ihm auf den Fersen sei, und ihn zu noch größerer Eile anspornen.

Nicht stand er bereits am jenseitigen Saume des Weidenbüschels, und weiter durfte er sich nicht wagen, denn vor ihm lag das offene Moor, und deutlich vermochte er im Mondschein den über Mannshöhe aufragenden Blutstein zu sehen, bei dem die Heiden

einst den Göttern ihre Gefangenen geopfert haben sollten.

Bei dem Anblick lief es ihm kalt über den Rücken. Es war nicht der wohlbekannte Stein, was ihn mit Schrecken erfüllte, sondern der Reiter, der unbeweglich wie eine Statue neben ihm hielt. Nur zu gut kannte er die lange, hagere Gestalt im grauen Mantel. Es war der Obergrenzkontrolleur, der selbst die Posten inspizierte.

Ehe er sich von seiner Bestürzung erholen konnte, erklang ein donnerndes Halt, man hörte eilig laufende Schritte, einen ersticken Fluch, dann sprang hinter dem heidnischen Opferaltar ein Mann in grüner Uniform hervor, riß die Büchse an die Wange und ein Schuß krachte.

Der Schmuggler, der an einer anderen Stelle aus dem Weidenbrink getreten sein mußte, konnte nicht getroffen sein, denn noch ehe der Feuerchein dem Laufe entfuhr, war er zu Boden gestürzt. Jetzt aber spornete der Reiter sein Pferd und im nächsten Augenblick war auch der Grenzjäger bei dem Daliegenden.

Ottenrieder sah, wie sie den sich Sträubenden aufrißen, ihm den Sack abnahmen, doch die laut gewechselten Worte zu verstehen, verhinderte die Entfernung.

Peter Morett war gefangen, daran war nichts mehr zu ändern, und er selbst mußte froh sein, seinen Platz im Graben wieder zu erreichen, ehe der Vorgefesselte vielleicht auch bei ihm eintraf.

Gerade wandte er sich, als der Schall von Hufritten in seinem Rücken ihn jäh zurückriß. „He, Ottenrieder, sind Sie das?“

„Zu Befehl, Herr Obergrenzkontrolleur,“ stotterte der Ueberrächte, den die schon lange das Weidengestrüpp beobachtenden scharfen Augen des Beamten plöblich entdeckt hatten.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte der Vorgesetzte scharf.

„Ich — ich hörte einen Schuß — und glaubte, meinem Kameraden zu Hilfe kommen zu sollen.“

„Sehr lobenswert, — aber nicht möglich.“

„Herr Obergrenzkontrolleur werden doch nicht glauben —“

„Daß Sie Ihren Posten in eigenmächtiger Weise verlassen haben, jawohl! — Der Schuß ist erst vor wenigen Minuten gefallen. In dieser Zeit konnten Sie niemals den Weg von Ihrem Graben hierher zurücklegen.“

„Allerdings, — aber ich glaubte einen verdächtigen Menschen zu bemerken, dem ich nachschlich, als er mich nach dem Wege gefragt hatte,“ sagte sich Ottenrieder.

„Und den wir gefangen haben. Er ist aus der Richtung Ihres Postens gekommen, und da er dem Krähenried auswich, muß er zuerst bei Ihnen passiert sein. Kommen Sie einmal mit.“

Kleinlaut und in banger Erwartung des Kommenden folgte der Grenzer seinem Vorgesetzten zum Blutstein.

Dort stand bleich, mit gefesselten Händen, die Zähne zusammengebissen, der gefangene Schmuggler unter der Bewachung Germanns.

„Sehen Sie sich den Mann einmal an. Ist der bei Ihnen vorübergegangen?“

Ottenrieder schüttelte den Kopf. „Den hätte ich selbstverständlich festgenommen, Herr Obergrenzkontrolleur.“

„Und der Mensch, den Sie verfolgten?“ — Die



Dort stand bleich, mit gefesselten Händen, der gefangene Schmuggler.

Antwort erwartend, musterte der Beamte seinen Untergebenen scharf.

„Er ist mir bei dem Weidenbrink aus den Augen gekommen. Auch glaube ich mich geirrt zu haben. Wahrscheinlich war es nur ein harmloser Handwerksbursche.“

„So, hm —“ Die Falten auf der Stirn des Kontrolleurs vertieften sich argwöhnisch. „Sie kennen aber den überführten Grenzsrevolver hier?“

Ottenrieder zuckte erblässend zusammen. „Ich — das heißt —“ verwirrte er sich.

„Ihr zukünftiger Schwager,“ fuhr der Beamte unerbittlich fort. „Germann, der ihn erkannte, hat mir gesagt, daß Sie seine Schwester heiraten wollen.“

„Das wohl,“ stammelte der Grenzer, — „aber ich kann doch nichts dafür —“

„Daß dieser Peter Morett ein gewiegter Schmuggler ist,“ fiel der Beamte ein, — „gewiß nicht. Das wird Ihnen auch niemand zum Vorwurf machen. Aber etwas viel Schlimmeres.“ — Er hielt inne und prüfte mit strengem Blicke den Verdächtigen. Dann erst fuhr er in schneidendem Tone fort: „Entweder haben Sie geschlafen oder nicht sehen wollen. Der Ueberwachungsdienst hat nicht geklappt, wie er sollte, und ich werde diese Tatsache noch weiter untersuchen. — Jetzt aber bringen Sie beide den Ueberführten nach Schwarzmühlen in den Ortsarrest.“

Während die Grenzer dem Gefangenen seinen Sack wieder austuben und ihn in die Mitte nahmen, wandte der Kontrolleur sein Pferd und ritt in ärgerlicher Stimmung voraus. Längst war er überzeugt,

daß man mit dem scheinbaren Verrat die Beamten nur in eine Falle gelockt hatte. Wie ihm von der Brücke über die Halder gemeldet war, hatten die Schmuggler dort einen großen Viehtransport glücklich über die Grenze gebracht, während man hier einzelnen Leuten mit wenig wertvollen Sachen nachstellte. Und was wog schließlich die Gefangennahme eines einzigen Uebeltäters gegenüber dem schweren Argwohn, der plötzlich gegen seinen tüchtigsten Untergebenen in ihm erwacht war?

* * *

Fritz Braun wollte sich, als er die Schenke zum „Schwarzen Grund“ betrat, zuerst bei den Kameraden niederlassen, als er aber an einem Seitentische den Beatus Bergler ganz allein bei einem Glase Schnaps sitzen sah, ging er auf diesen zu und reichte ihm die Hand.

„Auch einmal in Birkenstett? Hab' dich lang nicht gesehen. Wie geht's?“

„Mein Gott, wie wird's gehen,“ antwortete mit trauriger Stimme der hagere, schlecht gekleidete Mann, dessen dunkle Bartstoppeln, scharf von der Blässe seines Gesichts abstechend, diese noch zu vermehren schienen. „Der Kleine ist krank und muß den ganzen Tag allein im Bett liegen, denn die Mutter kommt erst abends aus der Ja rit zurück.“

„Armer Kerl, der Heinz,“ meinte teilnehmend der Torfstecher. „Was fehlt ihm nur?“

„Was wird ihm fehlen? Der Doktor weiß es selber nicht. Allgemeine Schwäche nennt er's. Wird schon die gute Nahrung sein, die ihm fehlt. Besser essen sollt' er, der Junge. Aber dazu brauch't's Geld.“ Ein Seufzer schloß seine Worte.

Braun setzte sich zu ihm auf die Bank. „Geht uns allen nicht gut. Aber du, mein' ich, solltest —“

Beatus glaubte den Blick zu verstehen, den der andere auf das vor ihm stehende Glas warf. „Weil's mir einen Schnaps leidet, denkst, es wird nicht so schlecht stehen. Aber den hat mir der Wirt spendiert.“

„Hast ein Geschäft mit ihm gemacht?“

„Das Geschäft ist schon auf seiner Seite gewesen. Um jeden Preis hab' ich die Baldrianwurzeln hergeben müssen, um Brot kaufen zu können. Der Apotheker in Langendöden hat sie mir diesmal nicht abnehmen wollen, weil er noch zu großen Vorrat gehabt.“

„Aber, was ich vorhin gemeint hab',“ fiel ihm der etwas jüngere, blonde Torfstecher, dessen Haut die schmutzige Arbeit geschwärzt hatte, in die Rede, indem er seine Stimme dämpfte: „Hast dir doch früher auch über der Grenze manche Mark verdient.“

„Die Anna-Kathrin leidet's nimmer. Seit der rote Wolf hier ist, sei's zu gefährlich geworden. Und recht hat sie schon. Erwischen sie mich und sperren mich ins Loch, so kann sie und das Kind verhungern.“

„Der rote Wolf,“ knirschte ingrimmig Fritz Braun, „ja, der hat uns alles verdorben.“

An dem mit Torfstechern dicht besetzten Nachbar-tische, wo man den Namen gehört, wurde es un-

ruhig. Schwielige Hände ballten sich und aus den Augen der Männer schossen finstere Blicke. Karl Hellschmidt wandte sich nach den beiden allein Sitzenden um. „Red nur laut, Fritz, unter uns ist kein Verräter.“

„Wir denken alle wie du,“ stimmte Beatus bei, — „daß er mir Weib und Kind angezeigt, weil sie einen Brotlaib über die Grenze gebracht hat, vergefß' ich ihm nicht.“

„Ja, nicht einmal das Sattessen gönnen sie einem.“ „Bei uns machen die Steuern alles teurer, und könnt' man's drüben billiger haben, dann kommen sie mit dem Zoll.“

„Die Grenzer können nichts dafür,“ meinte beruhigend der alte weißhaarige Paul Martersteig, „die tun nur ihre Pflicht.“

„Aber der rote Wolf tut mehr, der muß alles sehen, der drückt kein Auge zu.“

„Ein Segen wär's, wenn man ihn unschädlich machen könnte.“

„Ich kann's.“

Verwundert blickten sie alle nach Beatus um.

„Was jagt Ihr?“ fragte Hellschmidt. „Wißt Ihr vielleicht etwas?“

Bergler lachte bitter. „Daß er auch ein Auge zudrücken kann, wenn's sein Vorteil ist, — seit gestern weiß ich's.“

„Teufel, — das wäre?“

„Das müßt Ihr uns erzählen.“

„Kellnerin, — ein Glas Bier für den Bergler!“ rief Hellschmidt. „Ich zahl's. Setzt Euch herüber zu uns.“

Beatus und Fritz folgten der Aufforderung und nahmen an dem größeren Tische Platz. Dann begann ersterer: „Gestern, zur Nacht, weil ein wenig Mondschein gewesen ist und weil ich am Tag im Dorf arbeiten muß und keine Zeit hab', bin ich ins Moor gegangen, Wurzeln zu suchen. Aber wie mein Sack voll gewesen ist und ich nach Langendöden zurück will, ist's plötzlich im Walde wieder so dunkel geworden, daß ich den Weg verfehlt hab'. Lange bin ich herumgeirrt und zuletzt zu einer alten Torfhütte gekommen, — so müd', daß ich gleich hingefallen und eingeschlafen bin. Wie ich wieder aufwach', hör' ich einen Anruf und seh', wie in der Nähe aus einem Graben der rote Wolf mit der angeschlagenen Büchse herauspringt. „Halt!“ schreit er und stürzt auf einen Mann zu, der sich schnell mit seinem Sack zu Boden wirft.“

„Einen Schmuggler?“ fragte Braun.

Die gespannt zuhörenden Torfstecher sahen sich an.

„Von uns ist niemand am Weg gewesen.“

„Muß ein Fremder gewesen sein.“

„Hast ihn erkannt?“

Beatus schüttelte den Kopf. „Hab' ihn noch nie in der Gegend gesehen.“

„Und wie ist's weiter gegangen?“

„Ganz wunderbar. Der Schmuggler ist gar nicht erschrocken gewesen, wie er den Wolf erkannt hat, und hat ihm ganz trotzig geantwortet.“

„Habt Ihr's verstanden?“
 „Nur einzelne Worte. Von seiner Schwester hat er geredet und vom Heiraten.“

„Und dann?“
 „Dann hat der rote Wolf ihn gehen lassen.“
 „Alle Teufel, — das kann ihm den Hals brechen,“ rief Hellschmidt triumphierend. „Hat der Fremde ihm Geld gegeben?“

„Das hab' ich nicht sehen können. Wie er aber ein Stück gegen das Krähenried zu fort war, ist ihm der Grenzer wieder nachgeschlichen. Ich hab' mich nicht weiter um die Sache gekümmert und bin Langenöden zugegangen. Bald darauf aber hab' ich vom Blutstein einen Schuß gehört.“

„Dort hat ja der Germann gestern einen erwischt, der jetzt in Schwarzmühlen eingesperrt ist.“
 „Dann wissen wir schon, wer's war. Hast nichts davon gehört, — der Peter?“

Beatus schüttelte den Kopf. „Was für ein Peter?“
 „Der Peter Morett, — der erst seit zwei Wochen in Schwarzmühlen ist. Sein Vater, der dort einen kleinen Handel angefangen hat, ist mit der Tochter schon früher gekommen.“

„Der Julia?“ fuhr Beatus überrascht auf.
 „Freilich,“ — so heißt sie. „Hast sie gekannt?“ fragte Fritz Braun.

„Oh' ich geheiratet hab', — einige Jahre sind's her, — wie sie in Weilenbrud' beim Kreuzwirt Kellnerin gewesen ist,“ nickte Bergler und über sein Gesicht glitt es wie ein dunkler Schatten wehmütiger Erinnerung. „Das ist also die Schwester gewesen, von der er geredet hat?“

„Und die der rote Wolf schon lang zum Weib haben möcht,“ bemerkte Veit Igl.

„Darum also hat er den Burschen laufen lassen, — ja nun versteh' ich's,“ sprach Beatus halb vor sich hin, halb zu den anderen. „Peter hat ihn der Grenzer auch genannt, und ein kleiner, schwächlicher, aber stinker Mensch ist's gewesen, mit einem rötlichen Badenbart und über der Nase —“

„Ein Narbe,“ fiel Fritz ein, — „stimmt, — da kann kein Zweifel sein. Wird den roten Wolf wurmen, wenn sein künftiger Schwager jetzt doch noch als Schwärzer aufgekommen ist.“

„Und daß er seinen Dienstleid verlegt hat, müßt' vor's Gericht.“

„Ja, anzeigen soll man's. Wenn nicht ganz weggejaagt, — zum mindesten wird er verjast.“

„Ober eingesperrt.“
 „Könn't Ihr's beschwören, Bergler?“ fragte Hellschmidt, um ganz sicher zu gehen.

„So gewiß, als ich hier sitz' und ein armer Teufel bin.“

„So soll ihm der Strick schon gedreht werden.“
 „Nur nichts anzeigen,“ warnte der alte, besonnene Martersteig. „Was von uns ausgeht, dem schenken sie keinen Glauben. Da heißt es: Rache und Bosheit steckt dahinter. Die Sache kommt schon von selber auf und zu den Ohren der Vorgesetzten. Dann mögen sie zu uns kommen und die Wahrheit erfahren.“

Die anderen stimmten ihm bei. Und Fritz Braun, an Beatus sich wendend, fügte hinzu: „Die du ja jederzeit bezeugen kannst.“

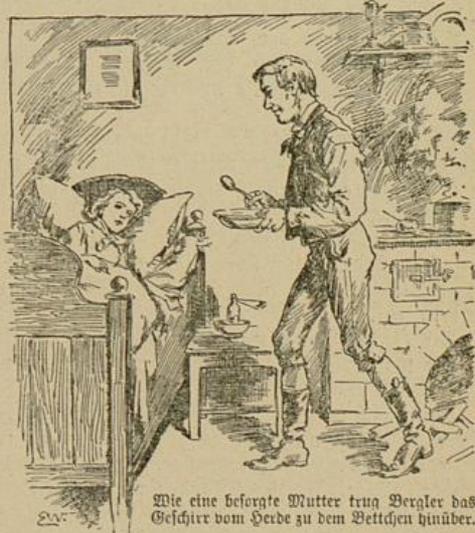
Der Torfstecher wurde unruhig. „Freilich, — aber das sag' ich gleich, mit dem Gericht mag ich nichts zu tun haben, da fällt man nur immer selbst hinein.“

„Werdet's schon müssen, wenn die Sache einmal dahin kommt,“ meinte einer der Torfarbeiter.

Hellschmidt, der Berglers Glas noch einmal hatte füllen lassen, schob ihm jetzt auch seinen Teller hin, auf dem noch eine halbe Würst lag. „Wenn Ihr Hunger habt, — nehmt's. Ich habe genug.“

Beatus griff gierig nach dem Dargereichten und schob es samt dem Brot in die Tasche. „Bergel's Gott! Für den Heinz nehm' ich's an. Das Kind brauch't's nötiger als ich.“

Damit verließ er eilig die Schenke. Draußen aber verlangsamte sich sein Gang und sinnend schritt er den Weg nach Langenöden zurück. „Hm, — die Zule,“ redete er mit sich selbst, — „die Zule ist wieder in der Gegend. War ein blutjunges Ding damals in Weilenbrud' und lieber ist sie mir gewesen als die Anna-Kathrin. Hätt' glücklicher werden können mit ihr, hab' aber bald gemerkt, daß ihr ein anderer lieber ist und sie von mir nichts hat wissen wollen. Hab' nie erfahren können, wer mir zuvorgekommen, und damals den Haller in Verdacht gehabt, den der rote Wolf ins Gefängnis gebracht. Nun aber weiß man's ja, daß er's selber gewesen, der ihr die Ehe versprochen hat. Hm, — eine dumme



Wie eine besorgte Mutter trug Bergler das Geschirr vom Herde zu dem Bettchen hinüber.

Geschichte. Hätt' lieber schweigen sollen. Mag den Grenzer nicht leiden, — aber wenn sie ihn gern hat und glücklich mit ihm zu werden glaubt, — warum soll ich's ihr nicht gönnen. Damals hab' ich mich wohl geirrt, jetzt aber, da die Anna-Kathrin mein ist und ich den Jungen hab', ist's längst vergessen. Will nimmer reden von der Sach'. Aber gibt's einmal an der Grenze was zu verdienen, jetzt darf

mich die Anna-Kathrin nimmer abhalten. Er tappt mich der Ottenrieder, so hab' ich ein Mittel, ihn stumm zu machen, — und passieren soll er mich lassen so gut wie den Peter.“

Unter solchen Ueberlegungen erreichte er sein armseliges Häuschen am Eingang von Langenöden, wo sein aus der Fabrik heimgekehrtes Weib ihn schon mit der Abendsuppe erwartete.

„So, jetzt ist das Essen warm.“ Wie eine besorgte Mutter trug Bergler das Geschirr vom Herde zu dem Bettchen hinüber, auf dem der kleine Heinz mit bleichen Wangen lag. Trotsdem es Sonntag-nachmittag war, besand er sich allein in der Wohnung. Da der Zustand des Kindes sich nicht bessern wollte, war die Anna-Kathrin wieder einmal nach Schwarzmühlen zum Doktor gegangen.

Der Kleine wandte müde den lockigen Kopf. „Schon wieder Milchsuppe?“

„Freilich, Kind. Aber Brot hab' ich dir auch hineingetan. Das ist gesund. Macht dich dick und fett. Mußt nur tapfer essen.“

Heinz verzog den Mund. „Brot und Kartoffeln. Seit Wochen hat es nichts anderes gegeben. Ich möcht' einmal Fleisch.“

Bergler schnitt es ins Herz. Aber er scherzte: „Das essen nur die Prinzen.“

„Die haben wohl viel Geld, Vater?“

„Gewiß, mein Junge. Gleich auf die Welt kommen sie damit.“

„Haben sie mehr als wir?“

„Aber wir haben doch gar nichts.“
„O doch, — da sieh her, Vater.“ Das Kind nestelte unter der Bettdecke und brachte etwas Glänzendes hervor.

„Ei, ei, — ein Pfennig. Ein neugeprägter und glänzt wie Gold.“ lächelte Bergler wehmütig. „Hast ihn doch nicht gefunden? Dann wär's Sünde, ihn zu behalten.“

„Von der Mutter hab' ich ihn, — zum Spielen. Und nicht wahr, dafür kann man alles kaufen?“

„Für Geld, mein Junge, schon. Alles auf der Welt ist feil.“

„Der Himmel auch und der liebe Gott?“

„Die nicht, die kann nur ins Herz schließen, wer immer brav ist.“

„Dann will ich mir das Bravsein kaufen, Vater.“

Bergler stand auf, das Gespräch schmerzte ihn, aber er küßte bewegt den Knaben. „Behalte deinen Pfennig, Heinz. Schlecht können wir werden fürs Geld, — jeder Lump ist käuflich, wie Judas, der unsern Herrn verriet. Aber gut sein, das können wir nur aus uns selbst, und das bezahlt uns keiner.“

Das Kind, das den Vater nicht verstand, schloß müde die Augen. Bergler aber, die Schüssel zurücktragend, wusch sich auf die Ofenbank und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Die Sonne des hellen Frühlingstages blendete ihn und ließ das düstere Glend der Wohnung nur um so schärfer hervortreten.

Von Tag zu Tag wuchs die Not, und nirgends

eine Hoffnung. Wegen schlechten Geschäftsganges hatte die Torfbaugesellschaft „Tiefmoor“ schon mehrere Arbeiter entlassen, und ihm selbst stand das gleiche Loos in den nächsten Tagen bevor. Ein anderer Verdienst war schwer zu finden, und er wußte nicht, womit er sich und die Seinen ernähren sollte.

Zu alledem kam noch der Verdruß mit dem Grenzer. Hellschmidt und seine Freunde hatten gegen seinen Willen dafür gesorgt, daß alles, was er er-



Mit verwundertem Bögen ging Bergler dem Eintretenden entgegen.

zählt, schnellstens bekannt wurde. Der alte Martersteig behielt recht. Eine Anzeige brauchte niemand zu erstatten. Ganz von selbst waren die in der Gegend verbreiteten Gerüchte den Vorgesetzten Ottenrieders zu Ohren gekommen. Eine Disziplinaruntersuchung war bereits gegen ihn eingeleitet worden. Aber erst die Gerichtsverhandlung in Balderstadt konnte volles Licht in die Sache bringen. Wiederholt schon war Bergler über seine Beobachtungen vernommen worden, aber bis jetzt beharrte der gefangene Schmuggler auf seinem Leugnen. Er wollte vor seinem Ergreifen keinem andern Zollbeamten begegnet sein. Doch mußte die bestimmte eibliche Aussage des Zeugen dem Beamten verhängnisvoll werden, und so sah die ihm feindliche Bevölkerung der nahen Verhandlung fast wie einem Festtage entgegen.

Auf dem Flur laut werdende Schritte rissen Bergler aus seinen trüben Gedanken. Die Tür ward geöffnet, aber es war schon so dämmerig geworden, daß er die Gestalt seines längst zurückwarteten Weibes nicht zu erkennen vermochte. „Bist du's und hat —“ Ueberrascht brach er ab, als eine fremde Stimme ihm ins Wort fiel: „Ich bin's, Ottenrieder.“

Mit verwundertem Bögen ging Bergler dem Eintretenden entgegen, der statt der Dienstmütze einen Hut auf dem Kopfe trug und sich in einen langen, unkenntlich machenden Mantel gehüllt hatte. „Sie, — der Grenzaufseher. Was wollen Sie von mir?“

— In meinem Hause ist keine verbotene Ware zu finden. Den Weg hätten Sie sich sparen können.“

Der rote Wolf machte auf die spöttischen Worte eine abwehrende Bewegung. „Nicht doch, — um geschwärzte Sachen handelt sich's nicht. Wegen Eurer Aussage vor dem Untersuchungsrichter bin ich gekommen.“

„Die entspricht der Wahrheit,“ antwortete Bergler kurz und trozig.

„Das weiß ich wohl,“ meinte der Grenzer leise, „aber es ist doch nicht nötig, jede Wahrheit auch zu sagen.“

„Für ehrliche Menschen ist es Pflicht.“

Der Grenzer ließ ein höhnisches Lachen hören.

„Ihr denkt, Ehrlich währt am längsten. Gesehlt, mein Lieber. Ehrlich verhungert am schnellsten. Wer keine Vernunft annimmt, schadet nur sich selbst. Das aber solltet Ihr um Eures Kindes willen am wenigsten tun.“

„Meines Kindes?“ wiederholte Bergler dumpf und warf dabei einen scheuen Blick nach seinem Knaben, der eingeschlafen schien. „Was kümmert Sie der Heinz?“

„Ich will ihm helfen. Es heißt ja überall, daß es ihm an kräftiger Nahrung fehle. Und wenn nun ich —“ Er sah sich ängstlich um. „Aber hört uns auch niemand?“

„Meine Frau ist fort und der Kleine versteht uns nicht.“

„Gut denn, — ich biete Euch 500 Mark, wenn Ihr schweigen wollt. Der Peter verrät nichts, um nicht in den Verdacht der Bestechung zu kommen. Ihr seid der einzige, der mir schaden, mich um meine Stellung bringen kann. Darum werdet Ihr begreifen —“

„Ich begreife nur, daß ich nichts anderes sagen darf als die reine Wahrheit,“ kam Bergler ihm zuvor.

„Unfinn,“ rief Ottenrieder. Dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Vor dem Untersuchungsrichter seid Ihr nicht vereidet worden. Habt Ihr aber in der Hauptverhandlung geschworen, dann ist das ganz etwas anderes. Da wagt Ihr es aus Furcht vor einem Meineid nicht mehr, das aufrecht zu erhalten, was Ihr bisher gesagt.“

„Und begehe damit wirklich einen Meineid,“ trotzte Bergler der Stimme des Versuchers.

„Wer weiß denn davon? wer will es beweisen? — Nur drei Menschen gibt es, die die Wahrheit kennen, der Peter, Ihr und ich.“

„Und der allwissende Gott?“ schauderte Bergler mit einem letzten Bedenken.

„Der will, daß Ihr Euer krankes Kind rettet.“

Die listige Antwort wirkte. Der arme Torfstecher begann mit sich zu kämpfen. „Wenn es so wäre,“ murmelte er, „dann müßte Gott die Sünde wollen um des Guten willen.“

„500 Mark biete ich Euch,“ wiederholte Ottenrieder dringend, — „bedenkt doch, — das ist ein Vermögen, ein Reichthum für Euch, den Ihr mit

nichts, mit einem bloßen Worte verdient. Was habt Ihr denn davon, mich ins Unglück zu bringen? — Und nicht nur mich, auch das Mädchen, das ich in kurzem heiraten will.“

Die Julia! — Der Gedanke, der ihm schon einmal gekommen, fiel Bergler von neuem schwer aufs Herz. Er hatte sie nicht wiedergesehen, seit sie in Schwarzmühlen wohnte. Es war auch besser so, — der Anna-Kathrin wegen. Und wenn sie den Grenzer wirklich liebte, — sollte er ihr Glück zerstören, wie das Leben seines Kindes? — Hier wie dort eine schwere Verantwortung und kein Ausweg als die Schuld. Sein Weib mochte entscheiden, er konnte es nicht. „Also entschließt Euch, Bergler,“ drängte der Grenzer, „wollt Ihr das Glück nicht eigensinnig von Euch stoßen, so begreife ich Eure Narretei nicht.“

„Ich, ich kann nicht zusagen, — jetzt, — und so rasch. Aber wenn Sie noch einmal kommen könnten, — in einer Stunde vielleicht.“

„Die Bedenkzeit geb' ich Euch,“ flüsterte Ottenrieder in erwachender Hoffnung. „Nehmt Ihr keine Vernunft an, so gehe ich nach Amerika und Ihr bleibt der arme Teufel, der Ihr seid, und könnt mit den Euern verhungern. Also überlegt's Euch wohl.“

Sich fest in den Mantel hüllend, zog er den Hut noch tiefer in die Stirn und verließ hastig das Haus.

* * *

Der kleine Heinz fuhr erschrocken von dem alten zerfesten und schmutzigen Sofa, auf dem er geschlafen, empor. „Vater, — sie werden uns doch nichts tun?“

Bergler, der blaß und zitternd zwischen Tür und Fenster an der Wand lehnte, wagte sein Kind nicht anzusehen. „Bleib nur liegen, Heinz! Wenn sie genug geschrien haben, gehen sie schon wieder.“

„Aber warum schreien sie denn so?“ Dem kränklichen, nervös erregten Knaben ließ es keine Ruhe, er sprang an den Boden und kam auf den Vater zu. „Hast du ihnen was getan? Das ist doch der Hellschmidt, der da so flucht?“

„Er und die anderen Torfstecher sind's. Mußt nicht hinhören, — ist dummes Zeug, was sie reden.“ Er faßte den Kopf des Knaben, so daß seine breiten Hände ihm die Ohren verschlossen, denn eben wurden wieder drohende Ruße, Flüche und Verwünschungen von der StraÙe her hörbar.

„Schlagt ihm den Schädel ein, — dem Lumpen! —“

„Falsches Zeugnis hat er geredet!“

„Für den Schuft, den Ottenrieder.“

„Daß der rote Wolf mit heiler Haut davongekommen, hat er nur ihm zu danken.“

„Erst die großmauligsten Reden halten und dann so schmählich umzufallen.“

„Man weiß schon, warum. Umsonst hat er's nicht getan.“

„Brecht die Tür auf, — werft ihm die Fenster ein!“

Schläge mit Knütteln und Fäusten donnerten gegen die Tür die Bergler mit dem Riegel gesperrt hatte.

Ein Stein flog gegen den Fensterstoß und eine Scheibe klirrte zu Boden.

Die Anna-Kathrin, die sich schluchzend hinter dem Bett verkrochen, kam angstvoll hervor und suchte ihren Mann beiseitezuziehen.

„Geh doch da weg. Wenn sie hereinkommen, bringen sie dich um. Daß du's auch so dumm hast anstellen müssen!“

„Anders konnt' ich nicht aussagen, ohne den Ottenrieder zu belasten,“ erwiderte er leise, — „dumm war nur, daß der Hellschmidt, der der Verhandlung beiwohnte von Balderstadt schneller zurückkam und die Leute aufhekte. Wie einen Hasen haben sie mich gejagt, als ich durch Birkenstett kam, und sind mir bis hierher nachgelaufen.“

„Hättest lieber die Wahrheit sagen sollen.“

Beatus Berglers Gesicht rötete sich zornig. „Willst du mir auch noch Vorwürfe machen und weißt doch, warum ich's getan! Um das Kind und um dich. Hab' ich dir nicht die Wahl gelassen, als du vom Doktor zurückgekommen bist.“

„Ich hab' nur gesagt —“ wollte die Anna-Kathrin antworten, während sie angstvoll nach der Straße, wo es einen Augenblick ruhiger wurde, hinauslaufsichte.

„Jawohl,“ fiel er ihr ins Wort, — „daß der Doktor nicht mehr kommen wolle, weil er doch nicht helfen könne. Das Kind leide an nichts als an Hunger. Geld sollten wir schaffen und es satt machen, dann werde es schon wieder gesund.“

„Das hat er auch gesagt,“ stotterte das Weib.

„Und du — du hast geschrien, ich würde der Mörder des armen Heinz, wenn ich's nicht täte. Da hab' ich dem Ottenrieder das Versprechen gegeben, als er zurückgekommen, — und das hab' ich halten müssen, so gut wie er's getan hat. Schaff das Kind in die Kammer, — hier ist es nicht —“

Er kam nicht weiter, denn von neuem hagelten Steine in die Stube, und die Tür, gegen die sich wüchtige Schultern stemmten, krachte in ihren Angeln.

„Hinein, hinein!“ klang Hellschmidts Stimme.

„Das Geld müssen wir finden.“

„Das Geld, mit dem er sich hat bestechen lassen.“

„Dann muß der meineidige Judas vors Gericht.“

„Und der rote Wolf mit ihm! Beide haben sie falsch geschworen.“

„Den Beweis brauchen wir, den Beweis.“

Bergler wurde kreideweiß und seine Hand griff zitternd in die Tasche, aus der er ein gelbes Kuvert hervorzog.

„Da nimm's, — versteck's im Bett, — der Ottenrieder hat's mir gleich nach der Verhandlung, als er mir im Gange des Gerichtsgebäudes begegnete, heimlich zugesteckt. Sie dürfen's nicht finden.“

Die Anna-Kathrin griff gierig darnach, ihre Augen funkelten. Aber sie getraute sich nicht, den geschürkten Platz hinter der Tür zu verlassen, um nicht von einem Steine getroffen zu werden. „Bei mir ist's sicherer,“ flüsterte sie, den kostbaren Umschlag auf ihrer Brust bergend. „Eher laß' ich mich totschlagen, als ich's herausgeb'.“

„Geh auseinander, Leute!“ ließ sich plötzlich draußen eine neue tiefe Stimme vernehmen.

Bergler und sein Weib sahen sich an.

„Gott sei Dank, die Gendarmen!“ atmete Anna-Kathrin auf.

„Das heißt Hilfe in der Not!“ — Beatus legte das Ohr an die Tür, um zu horchen. Es war Weib Jgl, den er schreien hörte: „Falsch geschworen hat er, der Lump!“

„Das ist nicht Eure Sache,“ — erwiderte einer der Gendarmen. „Zum letztenmal, geht Eurer Wege, — oder Ihr macht Euch des Auftrubs und Hausfriedensbruches schuldig! Habt Ihr etwas mit den Berglerschen auszumachen, so tu's vor Gericht. Wer aber noch weiter hier einzubringen versucht, wird arretiert!“

Die Drohung wirkte.

„Einsperren lassen für den Schuß, — das fehlte noch!“

Grollend und murrend zogen sich die Torstecher zurück. Wie Beatus durch das Schlüsselloch wahrnahm, folgten die beiden Gendarmen der fluchenden und tobenden Menge die Dorfstraße hinauf, wo es ihnen endlich mit Mühe gelang, sie zu zerstreuen.

„Werden sie jetzt zu uns kommen?“ meinte Anna-Kathrin besorgt.

„Die Gendarmen, — zu was? — Die kümmern sich nicht um das Gerede. Wer will uns anklagen? Wenn der Ottenrieder und der Peter schweigen, so kann kein Mensch etwas beweisen. Niemand außer dir weiß ja sonst noch darum.“

Das Weib beruhigte sich. „Ja, weil wir nur das Geld haben. Jetzt können wir uns doch bessere Tage machen.“

„Und gleich soll's geschehen. Der Heinz mag sich satt essen wie noch nie im Leben. Auf der Stelle mußt du einkaufen, Alte.“

Die Anna-Kathrin erschraf. „Ich soll hinaus, — jetzt unter die wütenden Leute? Und wenn wir so plötzlich Geld haben, muß es doch aufpassen.“

„Um, hier in Langenöden wohl. Aber wenn du nach Birkenstett gehst?“

„Dort, wo der Hellschmidt wohnt, sind sie dir am feindlichsten.“

„Dann nach Pappeldorf. Nimm ein Zwanzigmarkstück. Kleineres ist nicht da, — und kaufe Brot, Käse, Eier, Butter, Fleisch, Würste, — hörst du, alles, was wir brauchen, — es ist ja nichts mehr im Hause.“

Das Weib zögerte immer noch. „Ich traue mich wirklich nicht über die Straße, und du darfst dich erst recht nicht sehen lassen.“

Der kleine Heinz, der neugierig zugehört hatte, drängte sich plötzlich zwischen die Eltern.

„Laß mich doch geh'n, Mutter.“

„Du — — ja kannst denn du alles tragen, — und fühlst dich stark genug?“

„Gewiß, wenn es was Gutes zu essen gibt.“ Seine Augen strahlten.

Beatus nickte seinem Weibe zu. „Das Beste

wär's schon. Auf das Kind achtet man nicht und dem tut niemand was zuleide. Aber weißt denn auch den Weg nach Pappeldorf?" wandte er sich an den Jungen.

"Freilich, bei der Brücke über die Eisenbahn und dann immer auf der Landstraße."

"Ganz recht," bestätigte die Mutter. — "so, jetzt geb' ich dir den Korb und da hinein leg' ich dir einen Zettel. Den gibst dem Fleischer, dem Bäcker und dem Kaufmann. Steht alles drauf, was du holen sollst. Und da das Geld, das nimmst in die Hand und hältst es recht fest, daß es nicht verloren geht."

"Das Geld laß' ich nicht aus," meinte der Kleine stolz und entfernte sich mit wichtiger Miene, indem er den großen Korb mit beiden Händen vor sich hertrug.

"Nach, daß du bald wiederkommst, Heinz," rief ihm der Vater noch nach, „nachher wird geschmort und gebraten und eine süße Limonade kriegst du auch."



„Das Geld laß' ich nicht aus," meinte der Kleine stolz und entfernte sich.

Erst als das Kind, zur Brücke hinabsteigend, verschwand, wandte er sich dem Fenster zu, um den angerichteten Schaden zu befehen. Doch im gleichen Augenblick fuhr er betreten zurück, denn hinter den eingeworfenen Schei-

ben tauchte der Kopf Fritz Brauns auf.

"Du, du bist da, — was willst?"

"Mit dir reden muß ich."

Bergler lächelte verlegen. „Nicht wahr, — wie die Wilden haben sie gehaust?"

"Wenn sie dir unrecht getan haben, läßt sich's leicht verschmerzen."

"Also weißt du's auch schon? Komm nur herein."

Er öffnete die Tür, einen schenen Blick auf die Straße werfend, als ob er einen Hinterhalt fürchtete, und tief den Freund in die Stube.

"Man redet ja im ganzen Dorf von nichts anderem. Aber ich werde aus alledem nicht klug. Darum muß ich's von dir selber hören." Er blieb zögernd stehen und sah sich in dem niederen, rauchigen Raume um.

"Der Kleine ist fortgeschickt; — nur die Anna-Kathrin —"

"Vor der brauchst ja kein Geheimnis zu haben. Also ist's wahr?"

"Was soll wahr sein?" wiederholte Bergler kleinlaut.

"Daß du einmal gelogen hast. Entweder neulich im „Schwarzen Grund" oder heut vor Gericht."

Beatus konnte den Blick des Freundes nicht ertragen und sah zu Boden. „Gelogen hab' ich nicht," brachte er stotternd hervor, — „nur getraut hab' ich mir nicht — —"

"Die Wahrheit zu sagen?"

"Nein, — auf meinen Eid zu nehmen, was ich doch so genau nicht wußte."

Bewundert sah Fritz ihn an. „Wie du's uns erzähltest, hast du es doch ganz gewiß gewußt. Daß es der Peter gewesen und der rote Wolf ihn hat passieren lassen."

"Damals hab' ich nicht schwören müssen. Und hernach, wie ich's mir so recht überlegt hab', da bin ich doch irr' geworden."

"Daß du die beiden gesehen?"

"Den Grenzer schon. Aber ob auch den Peter, — man kann sich leicht täuschen, und dunkel war's auch."

"Was also hast vor Gericht gesagt?"

"Daß ich's nicht beschwören will. Daß es auch ein Handwerksbursch gewesen sein könnte, der nach dem Wege gefragt, und daß ich nicht verstanden, was sie geredet."

"Das war doch gelogen!"

"Sag das nicht, — es waren nur ein paar Worte, die ich gehört hab', und da konnte ich mich irren. Auch hat ja der Peter gesagt, daß er dem Ottenrieder nicht begegnet sei."

"Der, — das glaub' ich. Denn so ist er mit einer leichten Gefängnisstrafe davongekommen. Von dir aber sagen sie — —" er stockte, als vertraue er sich nicht, den häßlichen Verdacht auszusprechen.

"Dummes Geschwätz," rief Bergler, sich abwendend.

"Daß er Geld genommen haben soll?" mischte die Anna-Kathrin sich ein. „Schändlich gelogen ist's."

Beatus gab ihr einen Wink zu schweigen. „Laß die Leute doch reden — —"

Wieder sah Fritz ihn an. „Also nicht wahr ist's?" fragte er zweisehend.

Beatus wurde unwillig. „Glaub, was du magst. Ich kann's nicht beweisen und ihr auch nicht. Ich hab' aussagen müssen, wie ich's getan. Jeder Mensch tut, was er muß. Ob's recht oder unrecht gewesen, weiß allein ein Höherer. Ihm vertrau' ich. Schau, — falls ich Sünde getan, mußte Gott mich doch strafen. Wenn mein Heinz, der so lange schwächlich und krank war, wieder stark und gesund wird, kann er mir doch nicht zürnen. Den Haß der anderen fürchte ich nicht. Sie wissen nicht, was mich getrieben. Aber das weiß ich, — unser Herrgott wird mir schon ein Zeichen geben, ob ich recht gehandelt."

Die Anna-Kathrin hatte getan, als achte sie nicht auf das Gespräch der beiden, und, bisweilen einen

Blick auf die Straße werfend, die Glasplitter des zertrümmerten Fensters weggeräumt.

„Was gibt es denn da?“ meinte sie plötzlich, ihre Arbeit einstellend.

Beatus und Fritz traten heran und blickten ebenfalls durch die zerbrochenen Scheiben.

„Bei der Brücke muß etwas passiert sein“ —

„Ober auf der Bahn.“

„Alles läuft nach dem Pappeldorfer Weg hinunter.“

„Wird doch kein Zug entgleist sein!“

„Nein, den Balderstädter Schnellzug hab' ich grad vorbeifahren gehört, — aber um Gottes willen,“ — stockte die Frau plötzlich mitten in der Rede.

„Was hast denn, — was ist?“

Die Anna-Kathrin war kreidebleich geworden; ihre ausgestreckte Hand, die nach der Straße wies, zitterte.

„Da — bringen sie einen.“

Zwei Arbeiter und ein Gendarm trugen, von einer neugierigen, erschrockenen und jammernden Menge gefolgt, einen regungslosen Körper, der mit einem dunklen Tuch überdeckt war. Gerade auf Berglers Haus kamen sie zu.

Die Frau befahl eine furchtbare Ahnung. „O Gott, — es wird doch nicht — —“ ihre Knie wankten, als die Männer mit ihrer unheimlichen Last an der Tür pochten.

Der Gendarm war der erste, der eintrat. „Fassen Sie sich — —“

Er brauchte nicht weiter zu reden. Die Anna-Kathrin mußte schon alles. Herzerreißend gellte ihr Aufschrei: „Mein Heinz! — Der Junge ist tot!“

Beatus taumelte, wie ein schwarzer Nebel legte es sich vor seine Augen. Taftend streckte er die Hände aus. Fritz Braun mußte ihn halten, sonst wäre er zu Boden gestürzt. „Ins Wasser gefallen. — ertrunken?“ stotterte er.

„Unter den Balderstädter Schnellzug ist er gekommen.“

Der Gendarm zog, indem er den Körper mit Hilfe der Arbeiter auf das Sofa legte, das verhüllende Tuch fort. Außer einer Beule an der Stirn wies der Knabe keine Verletzung auf, — nur die erstarrten, angstgefüllten Züge erzählten das schreckliche Ende.

Tränenlos, mit gerungenen Händen starrte die unglückliche Mutter auf ihr Kind. Beatus aber sank stöhnend vor der kleinen Leiche nieder und umklammerte sie mit den Armen. „Meine Schuld, — meine Schuld!“

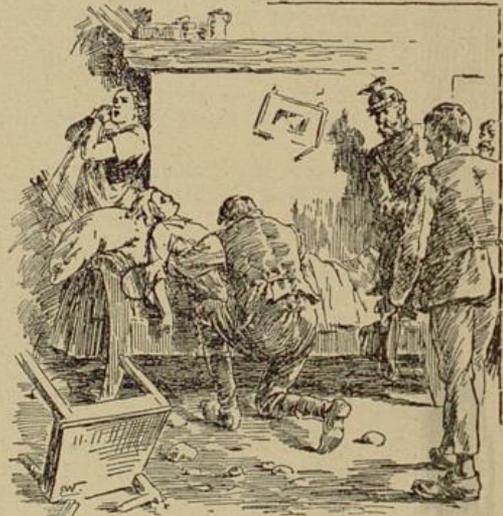
Der Gendarm mißverstand die jammernden Laute. „Nein, niemanden kann eine Schuld treffen.“

Mit ganz verstörtem Gesicht drängte der Bahnwärter sich vor. „Ich hatte die Schranke schon lange geschlossen,“ erzählte er, „und stand mit der roten Fahne auf meinem Posten. Da kam der Kleine plötzlich um die Biegung der Pappeldorfer Straße und schlüpfte unter der Schranke durch, gerade als der Schnellzug daherbrauste. Der schwere Korb schien ihn zu hindern, er konnte nicht mehr weiter und blieb mitten auf dem Geleise stehen. Ich wollte hinzuspringen, aber da hatte ihn die

Maschine schon vor den Kopf gestoßen und zur Seite geschleudert. Er hat keine Schmerzen gehabt und ist gleich tot gewesen.“

„In der festgeschlossenen Hand des Kindes fanden sich mehrere Markstücke,“ setzte der Gendarm hinzu, — „es hat sie auch im Tode nicht lassen wollen. Hier ist das Geld.“

Weder Vater noch Mutter streckten die Hand darnach aus. Beatus schluchzte nur noch krampfhafter



Beatus aber sank stöhnend vor der kleinen Leiche nieder.

und die Anna-Kathrin warf schauernd einen scheuen Blick darauf, als sei es Blutgeld, an dem der Fluch haite.

Eine Frau brachte den Inhalt des Korbes, den man über das ganze Geleise zerstreut gefunden, und legte alles schweigend auf den Tisch. Fritz Braun mußte an Berglers zuversichtliche Worte denken. Nie hatte er solche Lederbissen in der armseligen Hütte gesehen. Sie und das Geld sagten ihm deutlich, wie berechtigt der Verdacht der Torfstecher gewesen.

Beatus aber sah nicht den vorwurfsvoll anklagenden Blick, mit dem sein Freund die Stube verließ. Erst als der Raum sich gänzlich geleert hatte, erhob er sich mühsam. Das Gesicht schluchzend in die Hände vergraben, saß sein Weib am Tische. Er sprach nicht zu ihr. Seine Augen ruhten auf dem toten Kinde. Bläß und zitternd lehnte er an der Wand. Und während sein Blick sich mit schmerzlicher Frage zum Himmel richtete, rang es sich qualvoll über seine zuckenden Lippen: „Allmächtiger, — soll dies das Zeichen sein?“

Weit schon lag der Friedhof hinter Beatus Bergler, aber wie ein müßiger Traum hämmerte es noch immer in seinem Hirn.

Um das Begräbniß eines kleinen Knaben würden sich sonst nur die nächsten Nachbarn und Freunde

gekümmert haben. Hier aber mischten sich Mitleid, Haß, Verachtung, Neugier in buntester Weise, um ein allgemeines Interesse wachzurufen. Selten hatte ein trauriger Fall wie der Tod des armen Heinz so viel Anlaß gegeben zu Klatsch, Verdacht, heimlichem Flüstern und Raunen. Aus allem aber klang immer das eine heraus: die Strafe des Himmels ist es, das Kind hat büßen müssen, was der Vater verbrochen. Keine ruhige Stunde kann er mehr haben.

Das gleiche dumpfe Gefühl ängstigte auch Beatus selbst. Verworrene Geräusche brausten vor seinen Ohren. Das Bimmeln der Glocke, das Murren der Betenden, das Geflüster der Frauen, das Wehzen der Seile, an dem der kleine Sarg in die schwarze Tiefe glitt, das Poltern der Schollen, das schrille Knirschen der eisernen Friedhofsporte, die sich hinter ihm als letztem schloß, das alles floß zusammen in einen heiseren Schrei seines geängstigten Gewissens, den er nicht verstehen wollte.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen,“ wiederholte er sich die Worte des Priesters, aber der Trost wollte nicht helfen, denn dazwischen schrie wieder die andere anklagende Stimme. — „Um deine Schuld mußte er's nehmen, du bist der Mörder!“ Und wieder raunte sie ihm ins Ohr: „Auf ihn, der die Lilien auf dem Felde kleidet, hättest du vertrauen sollen. Er hätte dich nicht verlassen. Auf unrechtem Wege aber wolltest du deinem Kinde helfen und triebst es damit in den Tod!“ —



Noch im selben Augenblick klammerte sich etwas an ihn.

mochte sie nicht zu sehen, ohne der eigenen Schuld zu gedenken. Sie, die ihn hätte zurückhalten sollen auf der abschüssigen Bahn, sie hatte ihn vorwärts getrieben darauf, vorwärts bis zum Meineid. O — er fühlte es nur zu gut, — wie einen Judas be-

trachteten sie ihn alle. Das Unglück, das ihn betroffen, hatte zwar weitere stürmische Ausbrüche des allgemeinen Grolls verhindert, aber im stillen garte es fort. Man wußte ja, daß er wenige Tage zuvor nicht einmal die Mittel bejessen hatte, das Kind beerdigen zu lassen, man erriet nur zu wohl, woher das Geld gekommen, das dem unglücklichen Heinz das Leben gekostet. Selbst auf dem Friedhof waren sie ihm ausgewichen und der Fritz hatte sich gar nicht sehen lassen. Auch dessen Achtung und Freundschaft hatte er verloren.

Ein dunkler Schatten, der plötzlich über seinen Weg fiel, ließ ihn aufsehen. Er stand am Eingang des Dedenwalds. Aber die Bäume waren es nicht, die das Licht der Sonne verdunkelten. Schwarz und drohend hatte sich der Himmel bezogen, das erste Frühlingsgewitter lauerte in der erstickend schwülen Luft.

Schwer aufatmend blieb er stehen. War es nicht das Beste, der Blitz schmetterte ihn nieder und schickte ihn seinem Kinde nach?

Eine tiefe Todessehnsucht ergriff ihn, während er auf den finsternen Weiher zur Rechten zuschritt. Düstere Tannen umrahmten ihn, unergündlich sollte seine Tiefe sein. Wer da drunten lag, der konnte vergessen, den quälte kein Gewissen mehr! Die Anna-Kathrin würde nicht verhungern. Der blieb ja das Sündengeld, mit dem sie sich weiter helfen konnte.

Zum zweiten Mal erlag er der Versuchung. Den Rock abwerfend, schickte er sich an, von dem schmalen Damm, der den Weiher gegen den Weg abgrenzte, in das finstere Gewässer zu springen.

Doch im selben Augenblick klammerte sich etwas an ihn, zitternde Hände zerrten ihn zurück und eine Stimme, die er nie vergessen, klang stehend und erschrocken an sein Ohr.

„Bergler, um Gottes willen, — halt ein!“

„Julia, — du,“ — starrte er, betroffen sich umwendend, das schlanke, schwarzhaarige Mädchen an, dessen schönes Gesicht vor Aufregung glühte.

„Was kümmert es dich?“

„Weißt du, daß ich dir dort hinunter folge,“ rief sie außer sich.

„Was fällt dir ein?“

„Es ist mir bitterer Ernst. Mit dir stirbe meine letzte Hoffnung.“

Beatus wußte nicht, was er von ihrem wunderlichen Benehmen, ihren rätselhaften Worten denken sollte.

„Du willst doch nicht sagen, daß — — —“

„Daß du leben mußt, um mich vor dem Teufel, dem ich sonst verfallte, zu retten.“ Sie umklammerte seine Hand und machte Miene, sich stehend vor ihm zu Boden zu werfen. „Auf dem Friedhof schon wollte ich dich ansprechen. Aber du sahst mich nicht, — und da bin ich dir bis hierher nachgegangen. Du hast mich einmal gern gehabt, Bergler. Hast du's vergessen? — Ich hab' dir damals weh tun müssen, — weil — — —“

„Weil du einen andern liebst. Ich weiß,“ — sagte er dumpf. „Aber das ist vergessen.“

„Nein,“ — flehte sie, — — „laß es nicht vergessen sein; hilf mir!“

„Vor einem Teufel,“ schüttelte er den Kopf. „Ich begreife nicht, wen du meinst.“

„Den roten Wolf.“

„Aber der ist's doch, den du liebst!“

Ihre Augen weiteten sich in grenzenloser Ueber- raschung. „Den, — das konntest du glauben? — Es gibt keinen zweiten, den ich tödlicher hasse, jetzt, da ich seine Schändlichkeit kenne.“

„Aber er war doch damals immer beim Kreuz- wirt in Weilenbruck und tat schön mit dir,“ — meinte Bergler ungläubig.

„Mein Vater begünstigte seine Werbung, wie er mich jetzt zwingen will, den Judas zu heiraten.“

Beatus zuckte bei dem Namen zusammen. „Du hast mir aber doch gesagt, daß du einen andern —“

„Das war der Hans,“ stieß sie rasch hervor.

Er griff sich an den Kopf, in dem eine plötzliche Erinnerung erwachte. „Der Haller, der immer so still und träumerisch am Tische saß?“

„Ja,“ — nickte sie, — „wir liebten uns lange heimlich, aber mein Vater wollte nichts wissen davon, weil der Hans ein armer Knecht war. Hätte er Geld gehabt, eine feste Stellung und Pension, — längst wäre ich sein. Statt dessen sitzt der Unglück- liche seit Jahren im Gefängnis.“

„Wegen Schmuggels, Widerstands und Körperver- letzung, ich weiß wohl — —“

„Aber nicht, welch schändlicher Verrat ihn dahin gebracht!“ unterbrach sie ihn leidenschaftlich. „Du mußt alles wissen, Bergler, — und dann, wenn du ein menschliches Herz hast, wirst du mir helfen.“

Ohne daß er es beachtet, hatte sie ihn von dem finsternen Weiher fortgezogen, dem tieferen Walde zu, aus dessen Dunkel frisch geschälte Baumstämme leuchteten. Auf einem derselben ließen sie sich nieder.

Ueber ihnen dehnte sich die schwarze Wolkenwand des heraufziehenden Gewitters. Kein Blatt regte sich in dem tiefen Schweigen, das dem nahenden Sturme vorausging, nur das harzige Nadelholz düsterte betäubend und die ganze Natur schien be- kommen zu lauschen.

Mit der gleichen sieberhaften Spannung horchte Bergler auf die Worte des einst geliebten Mädchens, als sie jetzt benann.

„Der Hans und der Ottenrieder trafen sich häufig beim Kreuzwirt. Vom Haller wußte ich längst daß er meinewegen kam, — der Grenzer aber verriet weder ihm noch mir, welch wilde Leidenschaft ihn erfüllte. Hans hielt ihn bald für seinen aufrichtigsten Freund und vertraute ihm den Widerstand meines Vaters, die ganze Hoffnungslosigkeit seiner Liebe an. Der Ottenrieder lachte ihn aus. »Geld brauchst du, — weiter nichts? — Aber das liegt ja hier an der Grenze auf der Straße. Mußt nur versprechen, es aufzuheben.« Hierig lauschte der Ahnungslose seinen Worten. Der Grenzer aber ließ ihn erraten,

daß er um der Freundschaft willen gern ein Auge zudrücken werde, daß er ihm behilflich sein wolle, mich zu bekommen. Hans, der ihm glaubte, ver- legte sich auf den Schmuggel und er schien sich nicht getäuscht zu haben. Lange Zeit hindurch gelang alles, was er unternahm. Ottenrieder und seine Kameraden waren stets anderswo, — er verdiente viel Geld und seine Hoffnung wuchs. Nur ein Hauptanschlag, ein großer Viehtransport sollte ihm noch gelingen, — dann wollte er wieder vor meinen Vater treten, um endlich dessen Zustimmung zu er- halten. Dem Ottenrieder vertraute er seinen Plan an und dieser bestärkte ihn darin. Die Grenze sei nur schwach bewacht und er wolle schon sorgen, daß man nichts entdecke.“

„Und dann?“ unterbrach sie Bergler, der das Weitere ahnte, schauernd.

„Dann ging er hin und verriet den Hans. Die Schmuggler gerieten in die ihnen gelegte Falle. Das ganze Vieh fiel in die Hände der Grenzer und der rote Wolf war es selbst, der als erster sich auf Haller stürzte, um ihn zu fesseln. Außer sich vor Wut erhob er seinen Knüttel gegen den Verräter und traf ihn schwer. Aber die anderen Grenzer überwältigten ihn und der Ottenrieder rief hohn- lachend: „Jetzt bin ich sicher vor dir, und die Julia wird mein!“

Ein Rauschen ging durch die Wipfel, hohl und heulend sauste es über die Ebene heran. Auf der am Walde vorüberziehenden Landstraße drehte sich eine Staubwolke in rasenden Kreisen, und die trübe Luft verfinsterte sich noch mehr. Zugleich flammte ein roter Blitz auf und ein rollender Donner er- schütterte das nächtliche Himmelsgewölbe.

Julia Morett sprang auf und zog, während die ersten schweren Tropfen niederfielen, Bergler unter eine breitästige, schützende Tanne. Er achtete kaum auf das Unwetter. „Und das alles hast du ge- wußt?“ fragte er, von tiefem Mitleid mit der Un- glücklichen ergriffen.

„Bis vor wenigen Tagen noch nicht. Der Hans hat es verschmäht, vor Gericht dem Schurken mit gleicher Münze hinauszuzahlen, den Judas zu ver- raten. Man würde ihm auch nicht geglaubt haben, und der Ottenrieder hätte, um sich zu retten, einen Meineid geschworen. So schwieg er und ließ sich verurteilen. Ich aber ahnte die Schlechtigkeit des roten Wolf, ohne sie beweisen zu können. Der Haller war kaum im Gefängnis, als er sich offen um mich bewarb. Mein Vater begünstigte ihn. Ich aber leistete Widerstand, bis jetzt, — wo ich g horchen muß, will ich nicht verflucht und verstoßen werden.“

„Und wie hast du die Wahrheit erfahren?“

„Durch den Hans selbst.“

„Ja, ist er denn frei?“

„Noch nicht. Aber der Rest der Strafe ist ihm seiner guten Führung wegen geschenkt. In sechs Wochen läßt man ihn los. Und in drei Wochen soll meine Hochzeit mit dem Ottenrieder sein.“

„Das kann dein Vater zugeben, nachdem er alles weiß?“ —

„Er ist unerbittlich.“

„Und der Hans wußte, daß du ihm treu geblieben?“

„Seit kurzem erst. Jahrelang hat er geglaubt, daß auch ich ihn getäuscht, daß ich das Weib des roten Wolf geworden. Da aber ist ein von Ottenrieder überführter Schmuggler zu ihm in die Zelle gekommen, und von dem hat er erfahren, daß ich ihm treu geblieben und allen Verbungen des Schändlichen widerstanden habe. Auf das hin erst hat er mir einen Brief, den ersten, den er schreiben durste, geschickt und mir die niederträchtige Tat des Grenzers mitgeteilt.“

Bergler ballte die Fäuste. „Der Schurke, der Schurke!“ Aber seine Worte verklangen in dem Rauschen des Regens, der jetzt in schweren, dichten Massen niederströmte. Der Sturm raste, die Aeste schlugen knarrend aneinander und der Donner krachte ununterbrochen, so daß es einige Minuten hindurch unmöglich war, sich verständlich zu machen. Dicht an den rauhen Stamm der Tanne geschmiegt standen die beiden, und erst als es etwas lichter und stiller wurde, fragte Beatus: „Und warum, Julia, — bist du zu mir gekommen?“

„Begreifst du es denn nicht? Weil du der einzige bist, der mich vor der verhassten Hochzeit bewahren, der den roten Wolf der verdienten Strafe zuführen kann.“

„Du glaubst, — daß ich,“ — zögerte er.

Das Mädchen wurde rot. „Was alle Welt behauptet, — und was meine letzte Hoffnung ist, — daß du vor Gericht nicht die Wahrheit gesagt hast. Vor der Gerichtsverhandlung gegen meinen Bruder war ich voll freudiger Zuversicht, denn auch mir war zu Ohren gekommen, was du gehört, was du aussagen wolltest. Aber es kam alles anders. Ich bin fest überzeugt, daß der Glende den Peter meinetwegen hat durchschlüpfen lassen; es hieß auch, daß seine Vorgesetzten ihn in Untersuchung genommen, aber deine Aussage hat den Verdacht zerstreut und er bleibt im Amte, — wenn nicht du — —“

„Ich soll mich selbst als meineidig hinstellen?“

„Um die Schändlichkeit eines Meineidigen zu offenbaren,“ fiel sie ihm rasch ins Wort.

„Julia, — wenn du wüßtest, — warum ich es getan. Ich kann, — ich will es nicht leugnen, — dir gegenüber. — Aber die Not trieb mich, — die Sorge um mein Kind.“

„Das Gott dir genommen hat.“

Er senkte schuldbewußt den Kopf. „Und dann — die Rücksicht auf dich,“ fuhr er leiser fort, „weil ich glaubte, daß du den roten Wolf liebtest.“

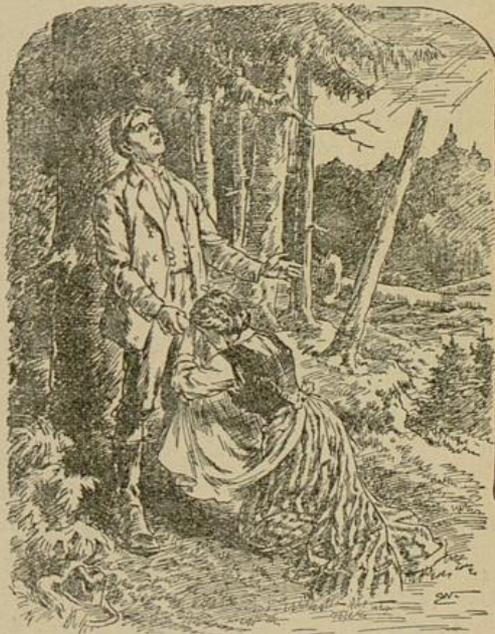
„Darum?“ — stöhnte sie, — „o so mache diesen entsetzlichen Irrtum gut, ich beschwöre dich, — ich sehe dich an.“

Bergler kämpfte einen letzten schweren Kampf. Als aber das Mädchen schluchzend zu seinen Füßen fiel, zog er sie sanft empor, und sein Blick richtete sich dankbar nach oben, wo die düsteren Wolken sich

zerteilten und ein Streifen lichten, hoffnungsvollen Blaus durch den entfliehenden Dunst schimmerte: „O Gott, — du hast mir ein zweites Zeichen gegeben,“ murmelte er, „du zeigst mir den Weg der Buße. Ich will ihn gehen.“

Julia Morett, die seine Worte nicht verstand, blickte in angstvoller Erwartung zu ihm auf.

Stumm ergriff er ihre Hand und führte sie aus dem Walde. Rings schüttelten die Bäume schwere Tropfen herab, aber das Gewitter hatte ausgetobt, nur in der Ferne noch grollten und murten die fliehenden Wolken und unter den Strahlen der wieder hervorbrechenden Sonne wölbte sich über Langenöden der farbige Bogen des Friedens.



Als aber das Mädchen schluchzend zu seinen Füßen fiel, zog er sie sanft empor.

Schweigend sah Beatus auf das schimmernde Bild der Verheißung und zog tief die gereinigte, erfrischende Luft ein. Auch in seiner Seele war der finstere Sturm verbraust, er fühlte sich frei und leicht, denn sein Entschluß war gefaßt. Ja, er mußte leben. Gott, der ihn zum Werkzeug der Rache erwählt, wollte seinen Tod nicht! Nur an sich und die Seinen hatte er gedacht. Das war zu seinem Unglück ausgeschlagen. Aber das Glück zweier Menschen, durch ihn herbeigeführt, mußte sühnen, was er verbrochen.

„Julia,“ sagte er plötzlich mit fester, ruhiger Stimme, „ich danke dir, daß ich dich noch einmal sehen durfte, denn du hast mir das Leben gerettet, indem du mir das Vertrauen zu mir selbst wiedergabst. Aber es muß das letzte Mal gewesen sein, der Anna-Kathrin und der Leute wegen. Hier trennen sich unsere Wege. Kehre du nach Schwarz-

mühlen zurück und warte auf das Glück und deinen Hans. — Ich aber, — ich hab' in Balderstadt zu tun, — ich — —

Heiße Tränen des Dankes und der Freude drängten sich in ihre dunklen Augen. „Beatus, — du wolltest — —?“



Rasch sich abwendend schritt er davon. „Ich gehe ins Gericht!“

Das Büfett.

Von Hermine C. Schützinger.

Es war klar: zur Witwe Euphrosine Loser war einer die Treppe heraufgekommen und hatte an ihre eichene Tür geklopft, die in ein Gewirr von alten Metallbeschlägen und Niegeln verklemmt war. Die Frau lag zwischen Wachen und Schlafen und rasselte ein wenig. Wußte aber gleich, wer's war. Stand auf und tat unwirch. Der war ihr nicht willkommen.

Über den Fleckelhorner Siebeln rötete sich der Batengelesberg, wie's im ganzen Umkreis eben nur der Batengelesberg fertigbringen konnte: mit einem Glycerfaum, über den der Ostwind strich, kniftrig und voll kalter Härte.

Die Witwe horchte immer noch auf das Gepöche an der Eichenen. Sie war eine starke Frau, die ihr Lebtag ihren Willengehabt hatte. So hängt sie dem draußen ein paar Schimpfwörter an, nicht die feinsten obendrein, und fing an, vor sich hin zu argumentieren: „Zuscht zum Bewundre wär's ja nicht! Siebzig auf 'm Budel isch eine schöne Zeit. Dazu die zwei Töchter verheiratet. Aber sterben will keines gern, auch die Witwe Loser nicht. — Du bist still da draußen! Das verstehst du doch nicht.“

Sie sah streng nach der Tür, ob sie sich nicht am Ende öffnete, und wurde gar nicht gewahr, daß all dies ein inwendiges Zeichen war, und sie sich auf böse Sündlein gefaßt machen durfte.

Wie nun der Batengelesberg sauber geledt in den jungen Tag hineinfunfelte, mit weißen, glatten Flecken und blauschattigen Wäldchen, da stand auch schon unsere Witwe am Herd und brühte sich einen Pfefferminztee an. Nachdem sie so für ihren Leib gesorgt,

nahm sie die Bibel vom Brett und fing an laut und singend zu lesen, und zwar die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus, die ihr einigen Trost einzusüßen schien.

Es vergingen aber immerhin noch einige ruhige Tage, seitdem der seltjame Gevatter sich gemeldet hatte, und die Loserin goß bereits weniger Blätter auf, verlor aber doch nicht ein gewisses Mißtrauen, daß alte Leute gern allen möglichen Umständen entgegenbringen.

Da kam auf einmal der alte Husten wieder. An den hin wurde sie recht ungeduldig und brummte vernehmlich in ihrer Wohnung herum. In ihrem hastigen Tun röteten sich ihre Augen und von der Nase fiel dann und wann ein Tröpfchen, ohne daß sie es hindern konnte.

Mittags kam ihre jüngere Tochter, die Emilie Waibling. Sie war an einen wohlhabenden Metzger verheiratet und recht stark geworden. Sie litt an Atemnot und hatte die blonden Haare glatt mit Wasser überstriegelt.



„So — hascht au wieder emal den Weg rausg'funde?“

Ihre Mutter empfing sie kuerend. Es stieg ihr schon ein verdächtiges Pfeifen die Kehle herauf.

„So — hascht au wieder emal den Weg rausg'funde?“

Frau Emilie schnaufte vorwursvoll: „No, geschtern hammer Fett ausg'lasse und vorgeschtern war der Fleischbeschauer do — und überhaupts —“

„Kannsch au bei Mantillie ausziehe und mer's Bett abdecke! Mir isch's net grad extra.“

Frau Waibling horchte auf und nestelte an ihrem Pelz.

„So weit isch's scho? Hat d'r doch der Doktor g'sagt, du sollsch net immer die kalte Trepp nunterlaufe und de Milchhase hولة. Der Milcher wird wohl no gar rauskomme könne. Mit 'm Lebe könnsch'ts hüefe, hat der Doktor g'sagt.“

Die Witwe Loser fuhr ihr grob über den Mund und ließ sich gleichgültig auskleiden. Obwohl ihr ein Schauer über den Leib fuhr, daß ihr die Zähne wackelten.

Am Abend verwechelte sie bereits ihre beiden Töchter, denn die Emilie hatte noch die Frau Merkel geholt, und gegen Mitternacht lachte und scherzte sie mit dem Mäxle, was der jüngste Enkel war, und

natürlich um diese Zeit sich zwei leuchtende Rosen auf die Backen schlief.

Nach vier Tagen kam es über sie wie eine wilde Gewalt. Sie schlug um sich mit böser Kraft und wollte niemand neben sich dulden. Auch stand ihr Mund keine Minute still, so daß sie sich schließlich heiser geredet hatte und nur noch die Lippen bewegte. Doch ging der Puls noch stark und pochend. Zuweilen legten sich die Augenlider über die starren, grauen Pupillen.

Frau Waibling hatte still geweint und blickte jetzt mit geschwollenen Augen auf. Am Fenster saß steil und trocken die Elisabeth Merkel. Sie war mit einem niederen Beamten verheiratet, und mußte sich redlich abrackern. Es war ihr im Alltagsleben jeder Saft tropfenweise abgezogen worden.

„Ja, guck du nur!“ fuhr ihre Schwester sie an, „kei Tränle hascht für dei eigne Mutter.“

Die Merkel zuckte die Achsel.

„Wircht halt au scho aus Erb denke,“ schluchzte Frau Emilie weiter, „o mei, o mei, des wenn mei g'wüßt hätten mit dene neumodischen Steuern, aber weiß, Elisabeth, in d' Möbel und in d' Wäsch' lassen wir uns nix neipsuchen. Des mach'n wir ganz allei aus.“

Frau Merkel war eine praktische Natur. Sie hatte sechs Kinder und überfah die Sachlage gleich.

„Wie d' meinscht, Schwester. Für d' Wäsch' hab' i ja g'nug Verwendung. Du weißt scho, der Mäzle verreischt jeden Tag a Paar Stümpf.“

„Scho! Aber was in der Metzgerei Hemde drauf gehe, hascht scho gar kei Ahnung net. Was der Jakob net verreischt, verschwißt er.“

Frau Merkel warf einen Blick auf die Kranke, die hochgebetet in den Kissen lag und ruhiger zu werden schien.

Nach einer Weile, während welcher sie über die Hemden nachgegrübelt hatte, meinte sie obenhin: „Fürs Büfett hätt' i scho Platz. I müeßt' halt 'm Mäzle sei Bett verschiebe.“

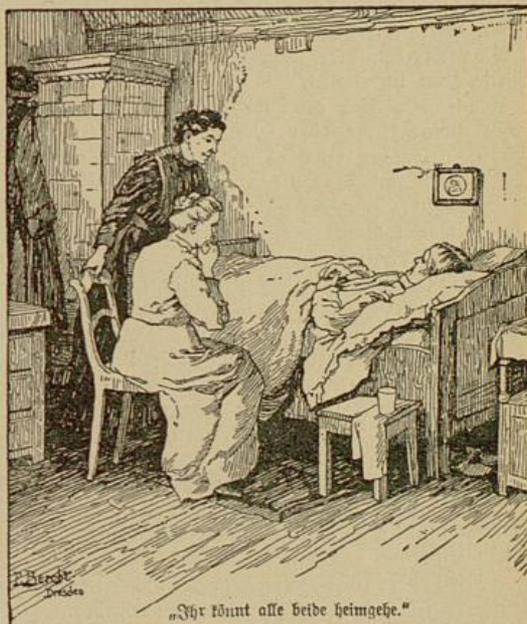
„Was net gar! Des wircht doch net tun. Des schteht ja so gut an der Wand. Und überhaupts paßt a so a Büfett gar net in dei Stub'n. Weißt, i hab' nämlich scho lang dermit g'rechnet, wegen dem Zinnig'schirr, des i von der Schwiegermutter selig no auf 'm Bode schteche hab'. Die Freud' wircht mer doch vergönne.“

„Ja, so isch's immer g'wese! Alleweil hätt' i dir a Freud' vergönne solle, und immer war i so dumm und hab's tue. Sogar dein Mann hab' i der gedon müssen. Des weißt ganz gut, daß er mi im Aug' g'habt hat, damals wie i no jung und sauber war. Und was hascht tue? G'heult bis auf d' Nacht, daß ma g'meint hat, du schtirbscht wegem Jakob. Und du und d' Mutter, ihr habt z'samm'holse und habt mer 'n abwendig g'macht. Und wie hascht mer's dankt? Ihr hockt im Geld bis an Hals und wißt net, für wen ihr's z'samm'krache sollt, denn unser Herrgott hat euch scho g'schraft, daß ihr keine Kinder net kriegt. Aber net einmal hascht was für die

meinige tue, wenn i nimmer 'nauskomme bin am End' vom Monat. Und 'm Liesle sei Patelöffel isch au bloß a Christoffelesmachwerk. Aber jetzt mag i grad nimme. Jetzt reißt mer d' Geduld. Jetzt mach' i meine Ansprüch'. Rühr mer du des Büfett an und schtell dei proßig's Zinnig'schirr nei . . .“

Frau Waibling hatte ein paar mal die Hände abwehrend in die Höhe gehoben.

„So a Sünd! So a Sünd! An deiner eigenen Mutter ihr'm Totebett! Jesses, Jesses! Schau, laß



„Ihr könnt alle beide heimgehe.“

halt amal ruhig mit der rede. Wenn d'r der Patelöffel net schö g'nug isch, dann kannscht ja den von der Mutter kriege.“

„I pfeif' d'r auf den alte Verbogene. Um des Büfett druckst du net rum. I merk' sei scho, wo's d' 'naus willsch.“ —

Der Nachmittag war unterdessen stark in den Abend übergegangen. Ein dichtes Schneetreiben wirbelte an der Fleckehorner Hauptstraße vorüber und verwandelte sie an ihrem unteren Ende in fremdartige Bauten, deren Erker zum Teil im Schatten lagen, während die erleuchteten Seiten mit ihren Verzierungen seltsam genug hervorstachen.

Aller Straßenlärm verschwand unter der blitzschnell sich bildenden Decke, bis auf das Läuten der Pferddeglocken und das dumpfe Aufsprallen der Schlittenkufen, wenn sie die Krümmgasse hinunterpolterten.

Die Rathausuhr hatte eine dicke Pelzmütze auf dem Gestühle sitzen. Man mußte das in Betracht ziehen, denn als um sechs Uhr der Klöppel zum Schlag ausgeholt hatte, gab das solch einen unheimlichen, klagenden Ton, daß ein paar neugierige Fleckle-

hornerinnen das Fenster aufrißen und hinüberspäßen. Man hätte meinen können, es zöge einer an jener dumpfen Glocke, die im Weinhaus überm See drüben hing und an die keine gute Fledlehornerin dachte, ohne ein gelindes Gruseln zu verspüren.

Von den aufgerissenen Vorfenstern fielen eckliche Klümpchen Schnee hinunter. Einige Frauen wechselten ein erstauntes „Hoi“ und schoben den Flügel zurück.

Die beiden Loser-Töchter lehnten sich ebenfalls weit hinaus. So kam es, daß durch die sperrangelweite Fensteröffnung eine Welle prickelnder Abendluft hereinstrich, direkt auf die Kranke zu.

Das Merkwürdige, das nun geschah, blieb eine Weile ganz unbeachtet.

Frau Loser hatte geträumt, sie wäre der Lazarus. Ihre Zunge klebte dürr und trocken am Gaumen. In ihren Händen trock es wie Eis herauf. Sie roch das Linnen und die Salben und hörte über sich die Leute gehen und sprechen. Es war gut, daß sie wußte, was kommen sollte. Sonst wäre sie vielleicht aus Angst wirklich gestorben.

Der Mundvoll Fledlehorner Winterluft ließ sie gar nicht warten, bis Jesus kommen sollte. Mit einem Ruck riß sie die Augen auf. Dann probierte sie den starr geöffneten Mund zu schließen, wobei sie einen quarrenden Laut von sich gab.

Im Nu waren ihre beiden Töchter bei ihr. „O, mei Mutterle schtirbt, o mei, o mei!“ weinte Frau Smilie.

„Sei schtill, sie will doch schpreche!“ die Schwester stieß sie. Beide hielten den Atem an.

„Ihr könnt alle beide heimgehe! Mei Büfett b'halt' i scho selber no a Weile.“

Es fiel der Witwe Loser schwer, das zu sagen, denn der Gaumen war ganz pelzig geworden.

Das Büfett steht heute im Fledlehorner Waisenhaus, wohin es nach drei Jahren gewandert ist.

Strobelhans, der Prophet.

Der Strobelhans, der Dorfsteinklopfer von Hinterstetten, hatte seine Eigenheiten und war auf drei Stunden in der Runde bekannt und berühmt, eben seiner Eigenheiten wegen.

Diese Eigenheiten, auf die er nicht wenig stolz war, bestanden erstens in einer Körperlänge, die über das Grenadiermaß um ein Erklückliches hinausging; zweitens aus einem Bart, der in bezug auf Struppigkeit und Länge einem Abraham oder Moses oder sonst einem Helden des Alten Bundes zur Zierde gereicht hätte. Drittens verfügte der Strobelhans über ein Mundwerk, vor dem sogar die Eiergret, die doch beim Fierhandel und bei ihrem Nebenamt, dem Leichenbitten, auch nicht auf den Mund gefallen sein durfte, die Segel streichen mußte.

Infolge dieser Vorzüge hielt sich der Strobelhans denn auch von allem Anfang an für etwas Besseres, und wenn er zu den Zeiten des Alten Testaments, so um David oder Salomoni herum, zur Welt ge-

kommen wäre, wäre er sicher so eine Art Jeremias, Hesekiel oder etwas Ähnliches geworden; denn im Prophezeien war er ein Meister. Das ging bei ihm wie am Schnürle; er sei, wie er zu jagen pflegte, ein Sonntagskind und habe infolgedessen das zweite Gesicht.

„Wenn du alles so im voraus weißt,“ sagte eines Tages der Eschuster, der auch nicht gern nebenan stehen, sondern gelegentlich sein Licht leuchten lassen wollte, „so sag mir, wer nächstes Jahr in unserem Ort stirbt.“

„Wer am ersten Januar des übernächsten Jahres nicht mehr lebt,“ sagte der Prophet.

„Aber wer lebt nicht mehr?“

„Wer gestorben ist.“

„Gut. Nun sag mir aber, ob der nächste Sommer kühl oder heiß sein wird?“

„Heiß, wenn die Sonne scheint, und kühl, wenn es regnet.“

„Wie viel wird es regnen?“

„Soviel es Wasser gibt.“

„Was werd' ich am Sonntag für einen Anzug tragen?“

„Den du anziehst.“

„Was werd' ich morgen essen?“

„Was du in den Mund nimmst.“

„Was werd' ich nie verlangen?“

„Was dir nicht wohl tut.“

„Was tut mir nicht wohl?“

„Das da,“ sagte der Prophet, indem er dem Schuster eine Ohrfeige gab, daß er in die Stuben-ecke flog.

„Wilst noch etwas wissen?“

„Nein,“ sagte der Schuster, „du bist ein Prophet, aber zu grob für unser aufgetklärtes Jahrhundert.“

Die Freude einer Kaiserin.

Die Kaiserin Maria Theresia erfreute sich wegen ihrer Gutmütigkeit, Lebhaftigkeit und Munterkeit, wozu in jüngeren Jahren noch große Schönheit kam, bei ihren Untertanen ungemeiner Beliebtheit. Nach dem Tode ihres über alles geliebten Gemahls (1765) war sie, von tiefer Trauer erfüllt, lange Zeit nicht mehr im Theater erschienen. Als am 12. Februar 1768 ihrem zweiten Sohn, dem spätern Kaiser Leopold II., der damals Großherzog von Toskana war, der erste Sohn, der nachmalige Kaiser Franz II., geboren worden war, erhielt sie am Abend die Nachricht, während sie in ihrem Kabinette arbeitete. Sofort stürzte sie im Nachtkleid durch die Vorzimmer, die Gänge in das Burgtheater und rief hier, sich weit hinaus über die Logenbrüstung biegend, ins Parterre hinab in ihrer Mutterfreude: „Der Poldel hat an Buabn und grad zum Bindband auf meinen Hochzeitstag — der ist galant!“ Das Parterre und die Logen waren über das unerhoffte Wiedersehen der Kaiserin unter so glücklichen Umständen minutenlang in freudigster Erregung.

Nirwana.

Von E. vom Bogelsberg.



Professor Legrain hatte seinen Vortrag beendet. Dankend neigte er den seinen weißhaarigen Kopf nach links und rechts; dann verließ er das Podium. Ueber indische Gifte hatte er gesprochen, und das Gebotene war im höchsten Grade seltsam gewesen. Einige Vertreter der „neuesten Richtung“ allerdings hatten nachsichtig gelächelt, wenn ihnen die Sache gar zu wunderbar vorkam; aber immerhin, Legrain galt in seinem Fach als außerordentlich zuverlässig und man konnte die Sache ja nachprüfen.

Einer der jüngeren Herren half dem Professor in den Ueberrock. „Ah, Sie sind's, Gérard! Begleiten Sie mich ein Stückchen?“

„Mit Vergnügen!“

Gérard war Assistent Legrain's am Pathologischen Institut und genoß den Ruf eines tüchtigen Arztes. Schweigend ging er eine Weile neben dem alten Herrn; es schien, als getraue er sich nicht recht mit irgend-einer Frage heraus.

„Na, Gérard, wie denken Sie über das Gehörte?“ meinte Legrain endlich leichtsin.

Der Assistent zögerte immer noch mit der Antwort. „Sehr interessant, Herr Professor, zweifellos,“ meinte er endlich halb verlegen, „aber — ich bitte Sie, fassen Sie es nicht falsch auf — die Mitteilungen über die Wirkungen des Erstarrungsgiftes sind sehr, hm, sehr wunderbar . . .“

Legrain blieb stehen und ein feines Lächeln umspielte im Schein der Laterne sein kluges Gesicht. „Aber bitte sehr, Gérard, drücken Sie sich doch nicht so diplomatisch aus! Immer deutlich reden unter Männern der Wissenschaft! Also sagen wir unwahrscheinlich!“

„Das wollte ich wirklich nicht sagen . . .“ stotterte Dr. Gérard in höchster Verlegenheit.

„Na ja, lassen Sie's nur gut sein, — aber wenn Sie nichts zu versäumen haben, dann kommen Sie noch eine Stunde mit mir. Ich will Ihnen eine noch seltsamere Geschichte von diesem Gift erzählen, die den Vorzug der Wahrheit hat, — die Beweise dafür habe ich droben!“

Das Studierzimmer des Professors war so seltsam ausgestattet, daß Gérard, der zwar schon öfter hier gewesen war, es immer wieder mit neuem Interesse betrachtete. Es glich mehr der Wohnung eines indischen Fürsten, als der Klausel eines Vertreters der Naturwissenschaften. Kostbare indische Arbeiten überall an den Wänden und auf den Tischen, Gold-, Silber- und Perlmutterintarsien, glitzernde Steine und eigenartiges Gerät füllten den Raum.

Professor Legrain lud seinen Gast zum Sitzen ein, schloß eine Schublade des Schreibtisches auf und nahm eine Kassette heraus. Im innersten von drei ineinander passenden und für sich verschließbaren Metallkästchen lag eine kleine fingergliedlange Glasphiole

Kahrer Hintender Bote für 1913.

zwischen Seidenstückchen. Er entnahm das Fläschchen und hielt es gegen das Licht, — eine wasserhelle Flüssigkeit perlte darin. „Sehen Sie's, Gérard?“

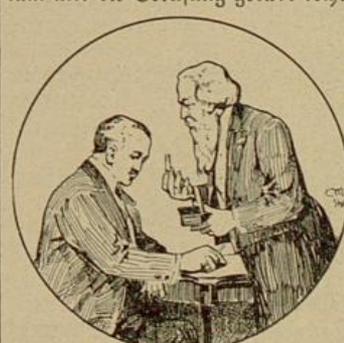
„Ja!“

„Das ist's — Nirwana!“

Kopfschüttelnd und doch interessiert betrachtete der Assistent die Tropfen. „Warum heißt das Zeug gerade Nirwana?“

Legrain brachte die Phiole wieder sorgfältig an ihren Platz. „Ja, wissen Sie, wie mir gesagt worden ist, soll es dieselben Empfindungen hervorrufen, wie sie beim Opiumrauchen auftreten, die also derart sind, daß sie einen Vergleich mit der indischen Vorstellung von der Seligkeit, dem Nirwana, nahelegen!“ Er setzte sich Gérard gegenüber. „Doch nun hören Sie: Vor etwa 30 Jahren — ich hatte gerade meine Studien beendet — wurde ich im Auftrage eines großen öffentlichen Instituts nach Vorderindien geschickt. Ein möglichst eingehendes Studium der Flora des zentralen Hindostan sollte der Hauptzweck der Reise sein, daneben wollte ich mich noch — privattissime und da ich doch auch Medizin studiert hatte — eingehender mit der Untersuchung indischer Gifte beschäftigen. Man fabelte damals Wunderdinge von diesen Erzeugnissen, und ich hegte meine schweren Bedenken gegen die Wahrheit dieser Mitteilungen. So kam mir die Berufung gerade recht. Angehörige hatte ich hier nicht mehr, deshalb schiffte ich mich in möglichster Eile ein und stieg nach sechsthalb Wochen in Bombay ans Land.

Ich hatte gute Empfehlungen von zu Hause und wurde — als Franzose — besser aufgenommen, als ich eigentlich hoffen durfte. Sobald es anging, brach ich mit meinen Begleitern nach dem Innern auf. Weniggleich es auch heute noch nicht ganz unbedenklich für einen Europäer ist, in Indien zu reisen, so war die Sache doch damals weitaus gefährlicher. Das brodelte und gärte überall im stillen, und wer sich ahnungslos abends niederlegte, war nicht sicher, ob er nicht am andern Morgen als Frikassée erwachte, beziehungsweise nicht erwachte. Die cholertischen Herren da unten haben wenig Interesse für die Ziele der Wissenschaft.



Er entnahm das Fläschchen und hielt es gegen das Licht.

Also ich strebte meinem Bestimmungsort zu. Der lag weit oben im Bergland, ganz isoliert und sehr entfernt von dem nächsten englischen Militärkontingent. Nach beinahe vierzehntägigem Marsche kam ich an und entließ meine Begleiter.

Es war ein ganz gottverlassenes Bergnest, aber zum ruhigen Arbeiten wie geschaffen. Zwar Residenz

eines eingeborenen Fürsten, gab es dennoch keinen weißen Beamten am Plak und ich war somit der einzige Europäer unter der gurgelschneidenden Gesellschaft da oben. Aber schließlich, mein Testament war gemacht, und wenn es einem der braunen Gentlemen einfallen sollte, mir ins Jenseits zu verhelfen, dann würde wohl kaum ein Hahn darnach krähen. So begann ich denn meine Arbeiten.

Es war ein seltsam prickelndes Gefühl — ich glaube, es ist etwa dasselbe, wenn man mit brennender Pfeife auf einem Pulverfaß sitzt —, mit dem ich mich unter den Leuten bewegte. Ein prachtvoll schöner Menschen-schlag, namentlich die Frauen; nur die Gesichter der



In den ersten Tagen meiner Anwesenheit stattete ich dem Fürsten einen Besuch ab.

Männer hatten etwas so Eigenartiges — Raubtiere . . . Indes, sie gingen mir, dem Paria, sorgsam aus dem Weg, wurden später zwar gefällig und dienstbereit, aber immer mit dem niederträchtigen Ausdruck im Gesicht:

wenn wir wollten . . . Nun, ich gewöhnte mich bald daran und wir kamen recht gut zusammen aus.

In den ersten Tagen meiner Anwesenheit stattete ich dem Fürsten einen Besuch ab. Guru Singh Bahadur hieß er. Damals habe ich an den Reichtum der indischen Nabobs glauben gelernt. Und trotz all seiner Haufen Juwelen war der Mann lebenswürdig und zuvorkommend bis ins Ungemessene. Aber gerade diese Lebenswürdigkeit gefiel mir nicht, wie mir überhaupt die ganze Persönlichkeit nicht recht sympathisch war. Trotzdem muß ich sagen, daß ich bis dato noch keinen schöneren Menschen wieder gesehen habe. Er mochte etwa dreißig Jahre alt sein, war hochgewachsen und stattlich, ein prächtiger schwarzer Bart umrahmte das stolze, etwas hochmütige Gesicht, und jede Bewegung verriet den herrschensgewohnten Fürsten. Nur die Augen, die pakteten nicht dazu. Zwar waren sie schön und groß, wie bei einem Kinde, aber es flimmerte und flirte darin, bald vernebelt listig, bald grausam und drohend, und als ich ihm meinen Gruß bot, schoß es mir unwillkürlich durch den Sinn: feige Bestie!

So sehr ich mich indes auch im Laufe der Zeit bemühte, eine inkorrekte Handlungsweise von ihm zu bemerken, — vergeblich. Immer aufmerksam und entgegenkommend, unterließ er mich in meiner Arbeit in geradezu uneigennütziger Weise. Dagegen schien

es ihm nicht sehr angenehm zu sein, wenn ich in seinem Palaste vorsprach, und er verstand es mit der Zeit so einzurichten, daß er mich selbst in meiner Behausung aussuchen konnte. Ich vermutete irgend etwas hinter diesem sonderbaren Verhalten, war aber während der folgenden Wochen so beschäftigt, daß mir nicht viel Zeit zum Nachdenken blieb.

Eines Abends strich ich, kurz vor Beginn der Dämmerung, durch das Dorf. Ich war der Bevölkerung schon eine so alltägliche Erscheinung geworden, daß sich niemand mehr um mein Tun und Lassen kümmerte. Ich galt gewissermaßen als harmloser Idiot.

Während ich so langsam an der langen Mauer des Palastes hinschlenderte, fiel es mir auf, daß das ganze Bauwerk doch schon eigentlich sehr ramponiert aussah; an einer Stelle war sogar ein Loch von so eigentümlicher Form, als sei es eigens für einen Mann zum Durchschlüpfen hineingehauen. Das war eine Entdeckung! Zwar konnte ich als sicher annehmen, daß dem Maharadscha meine Anwesenheit in seinem Park — denn ein solcher lag hinter der Mauer — nichts weniger als angenehm sein mochte. Warum würde er sich sonst so eigensinnig ablehnend schon gegen meine Besuche im Hause verhalten haben. Aber die Neugierde war stärker und ich rutschte, Kopf vorweg, durch das Loch in den Garten. Dabei fielen mir deutlich wieder die flimmernden Augen des Fürsten ein . . .

Der Garten unterschied sich durch nichts von dem Typus der Gärten der indischen Großen. Palmen, Mangobäume, hier und da Bambusgruppen, kleine Teiche und ruhig fließende Bächlein. Das war's, was ich zunächst sah, dann ging ich vorwärts, immer an der Mauer entlang, um den Rückweg nicht zu verlieren. Die Wege waren sauber und glatt, wie in unseren Gärten. Das Interesse am Gesamtbild ließ indes bald nach und der Botaniker begann wieder in mir zu «grassieren». Mit Argusaugen musterte ich im Weitergehen den Boden, sah links und rechts, bis plötzlich ein Schatten über meinen Weg fiel, — um ein Haar hätte ich eine menschliche Gestalt über den Haufen gerannt.

Ueberrascht hob ich den Kopf und blieb wie angewurzelt stehen. Das, was ich empfand, war ein wunderbares seltsames Gefühl; so muß einem Menschen zumute sein, dem sich etwas Herrliches, Ueberirdisches offenbart. Vor mir stand im langen weißen Gewand ein Mädchen von vielleicht sechzehn Jahren. Langes goldblondes Haar flutete wie ein schimmernder Mantel um die feine zierliche Gestalt, leuchtete um das Gesicht wie ein strahlender Heiligenschein. Und dieses Gesicht! Zart wie eine Pfirsichblüte und die Stirne so weiß wie Milch, darunter die Augen wie zwei leuchtend blaue große Türkise, so mußte Satuntala ausgesehen haben — oder war sie es selbst? . . . Immerfort unbeweglich sah ich in diese großen strahlenden Sterne, die mich so fremd und so fragend anschauten, starre noch immer, als die Erscheinung langsam von dannen schritt und hinter dem Gebüsch verschwand.

Was war das?! „Narr!“ sagte ich ganz laut zu mir, „Narr, dich als Mann der Wissenschaft von Halluzinationen plagen zu lassen! Schäm dich!“ Und ich ging weiter. Da fiel mein Blick auf den leichten Abdruck eines kleinen schmalen Fußes im Sand. Also doch! Mit einem Satz sprang ich vorwärts in der Richtung, die sie genommen. Und richtig, dort unten verschwand, noch einmal den Kopf wendend, die weiße Gestalt in einer Tür des Palastes.

Da erwachte ich aus meinen Träumen. Herrgott, wenn mich einer hier sah! Wie gehetzt eilte ich in langen Säßen nach meinem Durchschlupf und war nach wenigen Minuten wieder im Freien. Dann aber ging ein Hexenabbat von wirbelnden Gedanken in meinem Hirn los. Nur allmählich gelang es mir, Ordnung in das renitente Chaos zu bringen.

Wer mochte das gewesen sein? Eine Eingeborene sicherlich nicht, eine Engländerin vielleicht oder sonst eine Angehörige der weißen Rasse. Wie aber kam sie dann hierher? Freiwillig sicherlich nicht! In meinem Kopfe spukten schon alle möglichen Räuber- geschichten von Entführung, Gewalt und dergleichen herum. Das war doch noch fast ein Kind, genug, ich konnte mir die Sache nicht zusammenreimen. Nur ein Gedanke blieb haften, — war dieses Mädchen schön! . . . Das war kaum mehr irdische Schönheit, und mit außerordentlicher Deutlichkeit sah ich sie auf einmal im Geiste wieder vor mir stehen, sah die großen Augen auf mich gerichtet, so weltfremd und staunend und — stehend. Da steckte ohne Zweifel ein Geheimnis dahinter, aber wo war der Schlüssel dazu? Hm, ob die Angst des Maharadscha vor meiner Anwesenheit im Palaste hier nicht ihren ersten Grund hatte! Und wieder sah ich seine flimmernden Augen.

Aus meiner Arbeit wurde am nächsten Tage nicht viel. Das gestrige Erlebnis beschäftigte mich noch zu sehr, als daß ich viel an anderes hätte denken können. Etwa um dieselbe Zeit wie am vergangenen Abend nahm ich meinen Weg wieder nach der Mauer. Um die Sache auf alle Fälle unauffälliger zu machen, hängte ich meine Botanistertrommel um, so daß es aus sah, als ob ich meinen „idiotischen“ Neigungen nachginge. Wer konnte wissen, ob ich gestern nicht doch beobachtet worden war? Immer näher kam ich der defekten Mauerstelle, — da — das Loch war vermauert! Ich mag wohl ein wenig geistreiches Gesicht gemacht haben, dann packte mich die Wut. Knirschend trat ich mit den Füßen gegen die zugemauerte Stelle, bis mir die Unklugheit meines Gebarens zum Bewußtsein kam. Zornig und müde vor Aerger schlich ich den Weg zurück. Ich wäre am liebsten gleich aufgebrochen und nach Bombay zurückgekehrt. Meine Zeit war ohnedies in einer Woche um.

Aber bei aller Mutlosigkeit hielt mich etwas Un- definierbares, Hoffnungsvolles wie mit magischer Gewalt fest. Ich zitterte bei dem Gedanken, diese wunderbare Erscheinung noch einmal sehen und — vielleicht hinter das Geheimnis kommen zu können. Und wenn nicht, dann mußte diese Stunde die hehrste

und wehevollste meines Lebens bleiben, die Stunde, in der sich mir die Schönheit in ihrer herrlichsten Gestalt geoffenbart hatte. Ich versank in dumpfes Hinbrüten, wohl eine Stunde lang.

„Sahib!“ sagte eine Stimme plötzlich neben mir, leise und schein. Ein alter Indier stand vor mir, demütig, mit gesenktem Kopf. Ich kannte den alten Burschen, schon seit ich hier war. Am Tage meiner Ankunft war er der erste gewesen, der mir begegnete. Mit sonderbarem, sinnendem Blick hatte er am Wege gestanden und mir forschend ins Gesicht gesehen. Er hatte wenig vom Eingeborenentypus an sich, gleich vielmehr, abgesehen von der olivenbraunen Hautfarbe, im Gesichtsschnitt einem Westeuropäer. Zweifellos zählte er zu einer verachteten Kaste, denn die Dorf- bewohner behandelten ihn mit großer Geringschätzung. Auch mir ging er schein aus dem Weg; nur einmal, als ich mich unwillkürlich nach ihm umdrehte, bemerkte ich, wie er mir wieder mit dem gleichen merkwürdigen Blick wie am ersten Tage nachsah. Als er meine Aufmerksamkeit bemerkte, wandte er sich hastig um und ging rasch weiter.

„Sahib!“ begann er wieder und hielt mir ein paar Samentapseln hin, „kannst du das brauchen?“ Die Einwohner brachten mir öfter allerlei Naturalien, und es war daher nicht verwunderlich, wenn er's ihnen nachmachte.



„Sahib!“ begann er wieder und hielt mir ein paar Samentapseln hin, „kannst du das brauchen?“

„Ich danke dir, . . .“

„Rangoon,“ sagte er leise.

„Ich danke dir, Rangoon! Leg sie dort auf den Tisch.“ Er tat's und blieb stehen. „Will mir der Sahib einen Augenblick Gehör schenken?“

„Gerne! Sprich!“

„Der Sahib hat die weiße Sultana gesehen. . .“

Ich fuhr zusammen wie unter einem Hieb. Er mußte mein Erbleichen bemerkt haben, denn er fuhr in beruhigendem und zugleich ehrerbietigem Ton weiter fort: „. . . Der Sahib möge nichts fürchten — nur Rangoon hat es gesehen, und Rangoon schweigt wie das Grab! Aber der Sahib möge der Sultana helfen!“

Elektrifiziert sprang ich auf. „Auf der Stelle! Wo ist sie?“

Er blieb ruhig wie zuvor. „Beim Maharadscha!“
 „Ich fühlte, wie der Mergel in mir aufstieg. „Für Dummheiten habe ich keine Zeit! Guten Abend!“

Er knickte ganz in sich zusammen. „Der Sahib tut mir unrecht!“ sagte er kaum hörbar. „Will der Sahib mich anhören?“

„Rede!“

„Die Sultana Armud ist im Hause des Maharadscha und ich muß bei ihr sein, weil ich ihr Leben kenne, so lange es besteht. Gestern ist sie krank geworden und redet irre — sie ist sehr krank. Ich habe mich vor Guru Singh auf die Knie geworfen, daß er den Sahib holen lasse, daß er der Sultana helfe. Aber Guru Singh will nicht, und wenn er auch morgen noch nicht will, wird Armud sterben müssen . . . Vielleicht denkt der Maharadscha morgen anders und läßt den Sahib holen. Und der Sahib wird die Sultana retten, vor dem Tode und vor dem Maharadscha . . .“

Er sah mich voll an, mit funkelnden Augen.

„Vor wem?“

„Vor Guru Singh!“ wiederholte er.

Ich wußte zunächst nicht, was ich darauf erwidern sollte, Schweigen hielt ich vorläufig für das Beste. Konnte es nicht eine Falle sein, die mir der unzuverlässige Gewalthaber stellte? Warum suchte er sich dann aber gerade diesen armseligen Menschen dazu aus? Wenn er log und ich ging auf seine Vorschläge ein, dann wußte ich todsicher, was mir bevorstand. Und wenn er nicht log, dann — dann würde ich sie wiedersehen! Eine unennbare Freude ergriff mich bei diesem Gedanken, und mein Blick glitt verstohlen über den Bittenden hin. Er hing an meinem Gesicht, mit Augen so unruhig und voll banger Hoffnung, daß es mir mit einem Male zur Gewißheit wurde, — der Mann log nicht!

„Gut, ich bin bereit! Was soll geschehen?“

Er sah sich vorsichtig um. „Will der Sahib nicht erst um das Haus gehen? Die Eingeborenen . . . meine Landsleute sind schlau!“

Ich steckte den Revolver zu mir und machte einen Rundgang; es war alles ruhig. Als ich zurückkam, stand Rangoon immer noch auf derselben Stelle in derselben demütigen Haltung.

„Setz dich!“

Er schüttelte den Kopf. „Ein Paria sitzt nicht mit einem Sahib zusammen!“

„Mach keine Klauen und setz dich hin!“

Bögernd ließ er sich nieder, ganz vorn auf den Rand einer Kiste. Dann begann er zu sprechen, in fließendem Englisch. Ich war starr vor Ueberraschung. „Woher hast du das?“ „Ich war lange Jahre Diener bei einem Engländer!“ sagte er gleichmütig. Dann fuhr er fort: „Ich bin der Wärter der Sultana, schon von ihrer Kindheit an, bin für ihr Leben verantwortlich. Und wenn sie stirbt, ist auch mein Dasein verwirrt. Vielleicht wäre es das Beste . . . aber die Sultana soll am Leben, muß am Leben bleiben.“

Und wenn die Sultana gesund wird, will sich ihr Guru Singh vermählen — besser wäre ihr dann der Tod. Denn was folgt nachher? Ein Jahr lang ist sie ihm der Becher der Freude und dann . . .“ Er schwieg und starrte finsternen Blickes vor sich hin. Und wie von ungefähr gab er das müde Leieren auf und sprach mit kräftiger, wohlklingender Stimme weiter:

„Ich habe auf alle mögliche Art versucht, den Fürsten glauben zu machen, daß er sich in ihrem Alter täusche, daß sie zu jung sei. Er lachte mich aus, spöttisch und hohnvoll, und er hat recht. Er versteht sich darauf, Frauen zu schätzen, aus Erfahrung. Er ist ein Schuft, — die gewissenloseste, brutalste Kreatur unter der indischen Sonne . . . Darum will ich ihm den Raub abjagen, um meinetwillen und um anderer wegen!“

„Der Maharadscha muß dich holen lassen, denn das Fieber hat zugenommen. Ehe du zu ihr gehst, laß ihr die Augen verbinden, damit sie dich nicht erkennt. Seit sie dich gestern gesehen hat, phantasiert sie von einem fremden weißen Manne. Daß du im Garten gewesen bist, ahnt Guru Singh nicht, ich möchte sonst keine Kupie um dein Leben geben . . . Sobald sie mit verbundenen Augen ruhig liegt, trittst du leise auf sie zu und stößt ihr den Trank oder die Arznei ein, den die Wurzeln in den Sümpfen drunten nehmen. Ich stehe dabei und gebe Antwort, wenn sie fragt, denn sie darf deine Stimme nicht hören, nicht wissen, daß du da bist. Auch der Maharadscha wird dabei sein und alles mit lauernden Augen verfolgen, — sei vorsichtig! Nahter wird er fragen: Leben oder Tod? Und du wirst die Achseln zucken und sagen: Wahrscheinlich Tod! Nur ein Mittel gibt's, das ihn aufhalten könnte! Er wird dich bitten, das Letzte zu versuchen. Du antwortest ihm, daß du erst die Wirkung des Trankes abwarten müßtest. Diese wird sich in etwa drei Stunden einstellen. Dann ist sie ruhig und das neue Mittel ohne Gefahr. Es ist ein starkes Gift und vermag entsetzliches Unheil anzurichten, in kundiger Hand aber wird es zum Segen.“

Er griff in sein Gewand und holte ein Fläschchen heraus, — dasselbe, das ich Ihnen vorhin zeigte. „Nimm,“ sagte er ernst, „es ist Nirwana!“

Mit einem inneren Grauen nahm ich die furchtbare Tinktur in die Hand. Ich hatte schon viel davon gehört, aber nie war es mir gelungen, das Gift zu Versuchszwecken zu bekommen.

Rangoon sprach weiter: „Wenn die Zeit um ist, wirst du sie wieder so antreffen, wie du sie verlassen hast, ruhig und ohne Fieber. Und dann sei klug. Sage zu Guru Singh: Der Tod kommt, ich will das Letzte versuchen! Nimm ein kleines Messer, tauche es in Nirwana und riße damit die Haut leicht unter der Halsgrube, — ehe der Schrei eines Hahns verklingt, wird ihr Körper werden wie der einer Toten, unbeweglich. Dann hast du deine Pflicht getan — für heute!“

Er schwieg und sah zu Boden.

Ich wußte zunächst nicht, ob ich über diese abenteu-
erliche Zumutung empört sein oder lachen sollte.
Es ärgerte mich doch, von diesem verlumpten Paria
für einen dummen Trottel gehalten zu werden. Ich
sah ihn spöttisch von oben bis unten an.

„Ein ganz feiner Plan, — das muß dir der Neid
lassen! Wer bürgt mir dafür, daß dieses sagenhafte
Nirwana kein Gift, sondern nur ein Betäubungs-
mittel ist, daß ich nicht unbewußt ein Menschenleben
in den Tod . . .“

Er schnellte aus seiner zusammengesunkenen Lage
auf und trat dicht vor mich hin. Voll und klar trat
mich der Blick seiner großen grauen Augen.

„Ich!“ sagte er ruhig.

Ich wollte lachen, aber der Ton blieb mir in der
Röhle stecken, und mit einem Schlage wurde es mir
zur Gewißheit: das war kein gewöhnlicher verkom-
mener Indier, sondern ein willensstarker, kluger Mensch,
dem ein seltsames Schicksal seinen Weg gebot.

„Höre weiter! Nirwana tötet nicht. Nimud wird
liegenbleiben, bis du sie wiedererweckst. Ich habe
das Gegenmittel. Schon eine Stunde, nachdem du
ihren Tod gemeldet, wird man sie auf einer Fahre
in das Genölbe tragen, wo die Toten aus dem
Stamme Guru Singhs ruhen. Und an uns wird
es dann sein“ — er zischte mir funkelnden Blickes
die Worte ins Gesicht — „sie dem Maharadscha zum
zweitenmal zu entreißen.“

So rätselvoll mir die ganze Geschichte war, es
sahen doch ein wahrer Kern darin zu stecken. Um
mir zunächst einige Klarheit zu verschaffen, begann
ich ihn zu examinieren.

„Ich bin nicht abgeneigt, in der Sache mitzutun,
aber eins muß ich wissen: wer ist das weiße Mädchen?“

In seinem Gesicht ging eine eigene Wandlung vor,
es wurde plötzlich kühl, fast hochmütig.

„Wozu diese Frage? Glaube nicht, Sahib, daß
ich ein leichtsinniges Spiel mit dir treibe. Du wirst
alles erfahren, nur nicht jetzt, — es könnte dir die
Ruhe rauben, deren du nötiger als je bedarfst. Und
warum ich gerade dich für diesen Plan gewinnen will?
Nun, die Zeit ist gekommen, für dich und für mich!
Glaube nicht, daß du ohne meine Hilfe diesen Ort
lebend verlassen wirst! Gewiß, du hast dem Maha-
radscha nichts zuleide getan; aber du bist ein Euro-
päer, Grund genug, dein Leben versallen zu lassen
— es zählt nur noch nach Tagen . . . Und wenn
es darum gilt, warum willst du nicht versuchen, mit
deiner eigenen Rettung die eines unglücklichen Weibes
zu vollbringen? Du mußt fliehen, Sahib, ehe die
dritte Nacht kommt! Drohe nicht; ehe die Cirkas*)
hier sind, bist du längst spurlos verschwunden. Es
gärt im Land, und drüben der Kommandant in Herat-
pura hat Nachricht von mir. Aber zwei Tage werden
vergehen, ehe er hier sein kann. Und bemerkst du
eine Spur von Verrat bei mir, dann hast du deine
Waffe . . .“

Seine Worte versetzten mich in eine furchtbare

*) Eingeborene Reiter.

Erregung. So war denn all die Harmlosigkeit dieses
Gesindels nur Lug und Trug! Er hatte recht. Meine
Sammlungen mußten schon längst in Bombay sein;
was noch hier blieb, konnte ruhig verloren gehen, es
war ziemlich wertloses Zeug. Es gab keine weitere
Möglichkeit als Flucht, und zwar so bald als möglich.

„Ich bin bereit!“

Rangoon verzog keine Miene. „Du tust gut daran,
Sahib!“ sagte er einfach, „vertraue auf mich!“ Er
verneigte sich und verschwand lautlos.

Ich blieb allein. Meine Pulse flogen und in
meinem Kopf hämmerte es zum Zerpringen. Was
sollte das geben? Schlaslos wälzte ich mich auf
meinem Lager bis in den grauenenden Morgen, dann
begann ich mit instinktiver Eile meine Habseligkeiten
in Ordnung zu bringen und die Waffen ins Land zu setzen.

Gerade als ich aus dem Haus gehen wollte, kam
mir ein Diener des Maharadscha entgegen: „Der
Fürst läßt dich zu sich bitten, — die Sultana ist
erkrankt!“

Ich wunderte mich selbst über die völlige Ruhe,
die ich zur Schau trug.

Im ersten Gemach trat mir Guru Singh ent-
gegen: „Verzeih, daß ich dich stören ließ! Ein Mäd-
chen meines Gesindes ist krank geworden!“

Lügner! dachte ich und verneigte mich stumm,
während meine Miene unbeweglich blieb. Das schien
ihn zu beruhigen, denn der lauernde Blick seiner
Augen verlor sich.

„Es liegt mir viel daran, daß du ihr hilfst, —
man rühmt ja eure Kunst so sehr!“

„Was ich tun kann, werde ich tun, — schon aus
Dankbarkeit gegen dich!“ Die letzten Worte schienen
ihm besonders zu gefallen, und offenbar war sein
Vertrauen jetzt ein unbedingtes geworden.

Wir gingen durch eine Reihe prunkender Gemächer,
er voraus, so daß es mir möglich war, meine doch
nicht ganz zu unterdrückende Erregung vor ihm zu
verbergen. Endlich standen wir vor einer Tür, die
durch einen schweren seidenen Teppich verhängt war.
Guru Singh schlug ihn zurück, und ich stand im ersten
Augenblick fast geblendet ob der Pracht, die diesen
mittelgroßen Raum schmückte. Eine Symphonie der
wunderbarsten Farben, Gold, Silber, Edelsteine und
Seide, wohin der Blick glitt. Seltsame, herrliche
Steinschnitzereien an Tür und Fenstern, Perlmutter-
und Edelmetallmosaiken an Decke, Wänden und Fuß-
boden. Der Wert eines kleinen Königreichs war hier
untergebracht.

„Nun hilf!“ Der Maharadscha war leise neben
mich getreten und deutete auf ein breites, kostbares
Ruhebett in einer Ecke. Wie ein Märchen ruhte dort
auf gelbem Seidenpflüß die schönste Frau, die ich je
in meinem Leben gesehen. Ein leichtes weißes Byssus-
gewebe verhüllte kaum die prachtvollen Glieder, und
die Blut schimmernden Haares rieselte wie ein breiter
Goldstrom auf den Teppich. Sie war's! Und waren
auch die Augen von einer breiten weißen Binde ver-
hüllt, so ließ doch der freibleibende Teil des Gesichtes
keinen Zweifel mehr — Sakuntala . . .

Wieder schreckte mich die Stimme Guru Singhs aus meinem Starren; ich hob den Blick und sah in sein Gesicht, sah wieder das Flirren und Glimmen in den Augen, höhnisch und drohend. Va banque! Jetzt galt's.

„Deute meinen Blick nicht falsch, Fürst!“ sagte ich vollkommen kaltblütig, „die ruhige Beobachtung beim ersten Anblick eines Kranken nützt oft mehr als alles spätere Untersuchen!“

Das schien ihn aus der Fassung zu bringen. „Verzeih!“ sagte er verlegen.

Ich kniete neben der Kranken nieder und begann meine Arbeit. Es sauste in meinem Kopf und tanzte



Wie ein Märchen ruhte dort auf gelbem Seidenpflüß die schönste Frau.

vor meinen Augen, als ich diese sammetweiche Haut berührte. Ein unbeschreiblich süßer Duft ging von dem ruhenden Körper aus, der mir die Sinne fast schwinden machte. Da fiel mein Blick zufällig auf Kangoon. Starr und unbeweglich stand er am Kopfende des Lagers, den Blick fest auf mich gerichtet: sei vorsichtig! Und ich hatte meine Selbstbeherrschung wieder.

Was ich feststellte, ließ mein Herz im Innersten erstarren: Fieber im höchsten Grad, wahrscheinlich Nervenfieber. Ich trat nahe an Guru Singh, der meinem Tun mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt war, heran: „Warum hast du mich erst jetzt rufen lassen?“ Er verstand den Sinn und verfärbte sich bis in die Lippen.

„Ich will deutlicher reden: die Hoffnung auf Genesung ist sehr gering.“ Ich fühlte, wie sich mir selbst das Herz zusammenkrampfte bei diesen Worten.

„Du bist doch Arzt!“ Er begann seine Sicherheit allmählich zu verlieren.

Ich zuckte die Achseln und bereitete schweigend die Schiningabe. Es gelang, der Kranken die Arznei ohne besondere Schwierigkeit beizubringen. Als ich ging, gab er mir schleppenden Schrittes das Geleite: „Gibt es gar keine Hilfe?“

Ich sah ihm fest ins Gesicht. „Es kann eine geben, aber sie ist wie ein zweischneidiges Schwert: entweder sie bringt in wenigen Stunden Genesung oder in ein paar Augenblicken den Tod. Wir wollen die Wirkung des Trankes abwarten. Ich komme in einigen Stunden wieder, dann magst du entscheiden!“

„Du willst nicht helfen!“

Nun stieg mir doch die Galle. „Ich habe dir schon gesagt, daß ich hier handeln werde, als gelte es mein eigenes Leben, auch wenn es deine Dienerin ist. Und niemand würde froher sein als ich — ich wiederhole es —, wenn ich dadurch einen Teil meiner Dankeschuld abtragen könnte. Du hättest mich früher rufen lassen sollen!“

„Und hast du ihre Schönheit nicht bemerkt?“ fragte er mit verschleierter Stimme. Ich witterte die Falle.

„Ich habe kein Verständnis für solche Dinge!“ sagte ich obenhin. „Eine einzige Blume schätze ich höher als zehn Frauen!“

Nun schien er vollkommen beruhigt. Er bot mir die Hand. „Komm wieder, wenn's an der Zeit ist!“

Etwa drei Stunden später stand ich zum zweitenmal am Krankenlager. Es war eine auffallende Besserung eingetreten.

„Nun?“ fragte Guru Singh.

Ich suchte meine Befriedigung nach Möglichkeit zu verbergen. „Es ist so weit, — nun entscheide!“

Er blickte starr auf die Leidende, und ein verzehrendes Feuer glomm in seinen Augen auf. „Gibt es gar keinen anderen Weg?“ fragte er endlich heiser.

„Nein!“

„Dann tu, was du für gut hältst?“

Ich nahm mein Vestek auseinander und sog vorsichtig einen Tropfen des Giftes in die Pravazische Spritze. Er verfolgte alles mit gespanntester Aufmerksamkeit. Dann schob ich leicht das Gewand am Hals der Kranken zurück und stach behutsam ein. Sie rührte sich nicht. Ich blieb in knieender Stellung und beobachtete unter heftigem Herzklopfen die Wirkung. Es war totenstill im Gemach, kaum daß man das Knistern des Gewandes vernahm, das sich unter den regelmäßigen Atemzügen der Schlafenden hob und senkte.

Da setzte der Atem aus — und wieder ein — wieder eine längere Pause, noch einmal hob sich die Brust, dann blieb alles ruhig.

Bleich, mit schweißbedeckter Stirn erhob ich mich. „Es war zu spät! Sie war dem Tode verfallen — schon gestern!“

Guru Singh sagte kein Wort, nur seine dünnen Lippen preßten sich wie im Krampf aufeinander.

„Ich danke dir!“ sagte er leise und sah an mir vorbei. „Es ist deine Schuld nicht!“

Und ich ging stumm hinaus. Als ich die Treppe des Palastes hinunterstieg, strich Rangoon von ungefähr an mir vorbei: „Sei eine Stunde nach Eintritt der Dämmerung an der vermauerten Stelle — alles fluchtbereit . . .“

Ich schlenderte durch die sonnenglühende Dorfstraße, an den letzten Hütten vorbei auf altgewohnten Wegen in den Wald. Es tat mir mit einem Male fast leid, all das verlassen zu müssen, was mir in den Wochen meines Aufenthaltes so vertraut geworden war. Lange lehnte ich am Stamme einer Talipotpalme und starre verträumt nach den fernen Konturen des Himalaya. „Auf Nimmerwiedersehen!“ Und ich dachte an die wunderschöne Frau, der die nächsten Stunden gehören sollten. Wird es gelingen?

Langsam nahm ich den Weg nach dem Dorf zurück. In einer Stunde mußte die Dämmerung da sein. Menschen in Trauerkleidern kamen mir entgegen, jammernd und wehklagend: die Sultana ist tot! Es war zum Lachen. Wieviele von diesem scheinheiligen Gefindel mochten sie wohl überhaupt schon gesehen haben?!

In meinem Hause erwartete mich eine neue Ueber- raschung: das leichte zum Mitnehmen bestimmte Gepäc war verschwunden. Ein heftiger Schreck durch- fuhr mich, — sollte der Maharadscha etwa . . . Da fiel mein Blick auf ein kleines weißes Zettelchen. Mit kleinen zierlichen Buchstaben stand etwas in eng- lischer Sprache darauf: Ich war's. H.

Nun war's an der Zeit. Ich verbarg die beiden Revolver und eine Anzahl Patronen bei mir. Die Wäsche mitzunehmen, war zu gefährlich. Deshalb schraubte ich das Schloß ab und steckte es in die Tasche, um die Waffe wenigstens unbrauchbar zu machen. Dann trat ich hinaus in den dämmernden Abend. Schien es mir nur so oder sahen mich die braunen Kerls wirklich mit so herausfordernden tücki- schen Blicken an? Meine Mitwirkung bei dem „Todesfall“ mochte bekannt geworden sein. Die Hand fest um den Griff des Revolvers gelegt, ging ich weiter, immer vorsichtiger und langsamer, bis zu der Mauerstelle. Doch was war das? Genau wieder dieselbe Breche wie vorgestern. Und jetzt löste sich aus dem Schatten eine graugelbe, ganz europäisch gekleidete Gestalt — Rangoon!

Lautes winkte er mir, wir schlüpfen durch das Loch in den Garten und gingen eilig nach einer be- stimmten Richtung weiter, der Fuder voraus. Endlich tauchte ein weißes kuppelartiges Gebäude auf und Rangoon blieb im Schutze eines Gebüsches stehen: „Noch eins! In jenem Hause ruhen die Toten aus dem Stamme Guru Singhs, seit heute auch Arnud. Der Fürst hat sie dorthin bringen lassen, weil er immer noch hofft, — er wird auch in dieser Nacht dort sein. Es handelt sich um drei Menschenleben; darum, wenn auch dein Herz dort drinnen vor Schreck und Grauen erstarren will, — sei stark! Rede keinen Ton, was du mich auch tun siehst, tu alles, was ich dir sage und — hoffe auf Nirwana! Gelingt es, dann stehen dort im Wald Pferde; bleibe ich, so

nimm ungesäumt den Weg nach dem nächsten Militär- posten und dann weiter nach Bombay. Dort gebig dich sofort auf ein Schiff, das nach Europa zurück- geht; an Land wärest du nicht sicher und wenn du tausend Soldaten um dich hättest. Nun komm!“

Wir schritten durch die niedrige Tür des Gebäudes; tiefste Finsternis herrschte überall. „Fasse mein Ge- wand!“ gebot Rangoon, und wir gingen weiter durch stockdunkle Gänge und über baufällige Treppen, hinauf und hinunter. Mir dünkte der dunkle Weg eine Ewigkeit, während er doch vielleicht nur zehn Minuten gedauert haben mochte. Ein eigentümlicher Geruch legte sich auf die Brust, so sonderbar schwer und be- klemmend, wie süßer Blumenduft und — Verwesung. Und der letztere Geruch wurde beim Fortschreiten allmählich so stark, daß mir fast übel wurde. „Ran- goon!“

„Still, Sahib!“ Und weiter ging's. Plötzlich schien es mir, als dringe vom Ende eines langen Ganges ein schwacher Lichtschein uns entgegen, der immer heller wurde, je näher wir kamen, bis ein dünnes Gewebe unsern Weg hemmte. „Wir sind am Ort!“ hörte ich Rangoons ruhige Stimme. „Bleibe ruhig, Sahib!“ Er hob den Vorhang und wir traten in ein weites, saalartiges Gemach, fast noch verschwenderischer ausgestattet als das Kranken- zimmer gestern im Palast — und grauenvoller. In

den Wänden standen die Ruhe- stätten der Verstorbenen, offene, prachtvoll verzierte Steinbänke. Und eini-



In jenem Hause ruhen die Toten aus dem Stamme Guru Singhs.

gen dieser Särge entströmte ein derart infernalischer Geruch, daß ich vermeinte, daran zugrunde gehen zu müssen. In den nächsten Steinkasten warf ich einen Blick, fuhr aber gleich wieder von Grauen geschüttelt zurück: da drinnen lag ein halbverwester, gräßlich aussehender Körper, zum Teil noch mit Leinwand- streifen bandagiert. Er schien der letzte der Beige- setzten zu sein, wohl der Vater Guru Singhs.

„Sahib!“ mahnte Rangoon leise und deutete in eine Ecke. Sakuntala! Im Nu hatte ich die widerliche Umgebung vergessen und sank mit einem unterdrückten Freudenruf vor dem Lager der Ruhenden nieder. Das reizende Gesicht lag frei und offen vor meinen entzückten Blicken, — es war vorbei mit meiner Beherrschung — ich bedeckte den schwellenden Mund mit rasenden Küssen . . .

Als ich wieder aufsaß, glaubte ich den Schatten eines Lächelns über Rangoons Gesicht huschen zu sehen. „Nun prüfe, Sahib!“

Ich befühlte behutsam den Körper Sakuntalas: er war vollkommen warm; der Herzschlag ging zwar kaum hörbar, aber das Mädchen glich durchaus einer friedlich Schlafenden. „Was nun, Rangoon?“

„Auf die Flucht — mit ihr!“

„Dann komm', sofort . . .“ Ehe ich vollenden konnte, fühlte ich mich von einem mächtigen Griff gepackt und in eine Seitenkammer gezogen. „Er kommt!“ flüsterte Rangoon.

„Wer?“

„Guru Singh! Bleibe ruhig in deinem Versteck, was auch kommen möge!“ Dann verschwand er lautlos hinter den Särgen.

Das Herz schlug mir bis zum Hals hinauf, als ich leise, schlürfende Schritte näher kommen hörte, — der Vorhang glitt zur Seite und der Maharadscha trat ein. Geradewegs, mit gierig funkelnden Augen ging er auf das Lager zu und faßte das Gewand der Ruhenden an der Brust.

Da geschah etwas Unerwartetes. Eine in leuchtend weiße Gewänder gehüllte riesige Gestalt stand plötzlich hinter ihm, eine kurze Weile; dann legte sie die Hand auf seine Schulter. Zusammenzuckend fuhr Guru Singh herum. Aber merkwürdig: er war weder erschrocken noch erstaunt, nur der böse glitzernde Blick brach wieder aus seinen Augen und die Hand fuhr blitzschnell nach dem Gürtel. Leise Worte hörte ich murmeln; sie mußten aus dem Munde der Gestalt kommen, denn der Maharadscha trat auf einmal furchtsam zurück. Da hob der Weiße die Hand, — ein grelleuchtender Flammentegel schoß neben ihm laut zischend bis zur Decke empor, ein dumpfer Knall folgte — dann war alles still und dunkel. Einige bange Minuten vergingen, bis mich Rangoon leicht am Arm faßte. „Guru Singh ist fort! Komm schnell! Nimm sie und folge mir!“

Ich nahm das Mädchen auf meine Arme und eilte hinter dem rasch Ausschreitenden her, in der entgegengesetzten Richtung, aus der wir gekommen waren. Wenige Augenblicke nur stiegen wir bergauf, da blieb Rangoon stehen und stemmte die Schultern gegen die Decke: eine Steinplatte drehte sich wie in Angeln, ich spürte einen frischen Luftzug und sah mit unbeschreiblicher Freude den sternenglitzernden Nachthimmel über mir.

Blitzschnell kletterten wir mit unserer Bürde ins Freie und in raschem Lauf ging's über Grasflächen und durch Gebüsch.

„Halt!“ Ich hörte ein leises Schnauben. „Da

sind die Pferde!“ Im Nu saßen wir im Sattel. Ich umschlang den Mädchentkörper vor mir fest mit beiden Armen und faßte die Zügel.

„Los!“ Wie die gespenstische Jagd ging's durch die schwüle Tropennacht, unaufhaltbar und schweigend. Zwei Stunden mochten wir geritten sein, als es im Osten schon zu tagen begann. Wir waren augenblicklich in offener Graslandschaft, und trotzdem das ungewisse Licht noch nichts genau erkennen ließ, konnte ich doch sehen, daß sich das ebene, baumlose Gelände noch stundenweit hinzog.

Rangoon ließ das Pferd langsamer gehen. „Laß sie ein wenig verschnaufen, Sahib, sie haben's nötig.“ Ich war wie in einem Traum befangen, konnte es kaum glauben, daß ich diesen warmen, sinnbetörenden Frauenleib in meinen Armen hielt. Ein unnenbares Glücksgefühl überkam mich, ich preßte mein heißes Gesicht in das duftende goldige Haar und vergaß alles um mich her.

„Sie kommen, Sahib! Ich wußte es, — nun schon' dein Pferd nicht!“

Als hätte mich eine grausame Hand wachgeschüttelt, so trafen mich diese Worte. „Wer kommt?“

„Guru Singh!“

Ich ließ die Zügel fahren. Die Hufe der Pferde schienen kaum mehr den Boden zu berühren, sie flogen fast über das Gras hin. Rangoon segte mit finstern zusammengezogenen Brauen neben mir her, ab und zu wandte er den Kopf. Ich selbst sah und hörte nichts.

„Du täuschest dich, Rangoon!“

„Nein! Du hörst den Hufschlag nicht auf dem verwachsenen Boden! Sie sind auf Büchschenschußweite heran!“

Und wie zur Bekräftigung seiner Worte vernahm ich plötzlich einen leichten Knall, und wie eine Biene summete es an meinem Ohr vorbei. Eine grenzenlose Wut packte mich. Jetzt alles wieder verlieren? Ich riß einen Revolver aus dem Gürtel.

„Schieß nicht, Sahib, wir verlieren Zeit!“ warnte Rangoon mit keuchender Stimme. Es war zu spät. So gut es ging, hatte ich mich im Sattel umgedreht, — dann krachte es sechsmal hintereinander zwischen die Verfolger. Soviele ich in der Geschwindigkeit sehen konnte, war es ein ganzer Haufen; zwei oder drei mußten getroffen sein, sie räumten den Sattel. Das gab wohl einen Aufenthalt, denn wir gewannen etwas Vorsprung; indes nicht lange, da hatten wir sie wieder dicht auf den Fersen. Sie schossen nicht mehr, scheinbar wollten sie uns lebendig fangen.

Eine halbe Stunde lang ging es dahin, ein entsetzlicher Ritt, der wahnsinnigste, den ich je in meinem Leben gemacht. Da tauchte vor uns eine Waldlissiere auf, — nun waren wir verloren! Das Gestrüpp mußte unsere Flucht hemmen. Ueberdies waren die Pferde am Ende ihrer Kraft, in dichten Flocken flog der Schaum um die Zügel, und ihre Lungen arbeiteten wie keuchende Maschinen.

Wieder schoß Rangoon neben mir her. „Halt aus, Sahib, — die Sitze!“

„Wo?“

Er gab keine Antwort mehr. Knatternd preschten die Tiere in das Gebüsch. Ich sah etwas Rotes vor mir aufleuchten, hörte eine ruhige Stimme sagen: „Don't make haste, keine Eile, Sir! Achtung! Feuer!“ — ein ohrenbetäubendes Knattern, dann verlor ich die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich an derselben Stelle, wo selbst wir in den Wald eingebrochen waren. Ein englischer Offizier stand vor mir und musterte mich aufmerksam.

„All right — war ein Nervenschot, Sir!“ Lächelnd reichte er mir die Hand. „Kamen gerade recht, was?“

Ich sprang auf. Ein ganzer Trupp brauner Reiter hielt unter den Bäumen — die Sikhs.

„Aber die Lady, Sir!“ meinte der Offizier wieder, „da sieh's böß aus, tiefe Bewußtlosigkeit!“

„Verzeiht,“ klang Rangoons Stimme, „die Lady wurde künstlich betäubt, um uns die Flucht nicht zu erschweren!“

Der Engländer maß den Paria mit verächtlichem Blick. „Richtig, Sir?“ wandte er sich an mich.

„Ja! Und wir wollen Sie in der Markose lassen, bis wir gänzlich in Sicherheit sind!“

„Wie Sie wollen!“ Sein Phlegma erlaubte ihm

nicht, sich weiter um unsere Angelegenheiten zu kümmern. Die Reiter saßen auf und wir ritten, ich mit meiner Last wieder im Arm, langsam nach dem

Standquartier der Truppen zurück. Da dieses doch nicht mehr am selben Tage erreicht werden konnte, bezogen wir unter allen erdenklichen Vorsichtsmaßregeln in einem Dorfe Quartier.

Um uns drei kümmerte sich niemand und wir zogen uns daher kalb zurück. Kaum hatte ich das schlafende Mädchen auf das dürftige Lager gebettet, da erschien Rangoon mit einem Gefäß voll Milch. „Nun ist es Zeit, Sahib, daß wir sie wieder erwecken; sie ist schon seit zwei Tagen ohne Nahrung. Tritt zurück! Sie darf dich nicht zuerst sehen!“

Ich trat in eine Nische und wartete, fieberhaft erregt.

Rangoon kniete neben dem Lager nieder und nahm ein Fläschchen aus der Tasche, das jenem, welches das Nirwana enthielt, ganz gleich sah. Er tauchte eine lange goldene Nadel in die Flüssigkeit und stach mit der benehten Spitze leicht in den Oberarm.

Die Wirkung des Mittels mußte eine fast augenblickliche sein, denn der Körper zuckte, vielleicht infolge des geringen Schmerzes, leicht zusammen, dann begann ein leiser Atemzug die Brust zu heben, und Sakuntala schlug die Augen auf, voll und groß.

„Rangoon?“

Ich sage Ihnen, Gérard, nie in meinem Leben habe ich eine wohl lautendere Stimme gehört.

„Ich bin's, Herrin!“ sagte Rangoon demütig.

„Wo bin ich?“

„In Sicherheit!“

Sie setzte sich rasch auf dem Lager auf und die großen blauen Augensterne suchten fragend im Zimmer umher. „Und Guru Singh?“

Rangoon zuckte die Achseln. „Das wissen die Götter . . .“

Sie hielt die Hand vor die Stirn und sah sinnend auf den Aien. „Es war so schön, Rangoon, was ich geträumt habe . . . Meine Seele hatte den Körper verlassen und schwebte durch das All, glücklich und froh. Ich hatte weder Hunger noch Durst, nur eine große Sehnsucht war in mir. Und weiter flog meine Seele durch strahlende Sonnen und tausendfältige



„Es ist wahr, Rangoon? Und wo ist der Reiter?“

Sternenwelten, immer weiter, verlangend nach dem Unbewußten, Unbekannten, dem meine Sehnsucht galt. Und wie ich dahinglitt, hemmte ein Reiter meinen Weg, leuchtend und funkelnd auf schneeweißem Roß, — ich fühlte, daß ich am Ziele angekommen war.

Der Reiter keugte sich nieder und hob mich sanft auf das schimmernde Pferd. Ich schlang meine Arme um seinen Hals und er zog mich an sich, fest und immer fester. Und dahin flogen wir durch den Weltensraum, schneller als tausend Winde, und ich sah funkelnde Sonnen uns begleiten und strahlensimmernde Sterne uns umschwärmen, — ich war in Nirwana. Denn ich lag in den Armen des göttlichen Reiters. Weiter flogen wir dahin, ohne Wunsch und ohne Verlangen — bis hierher . . .“

Rangoon hatte schweigend zugehört. „Du hast nicht geträumt, Herrin, es war Wahrheit, was du sahst! Und nun trink!“

Er hielt ihr die Schale an die Lippen und sie trank in langen Zügen. Dann verschänkte sie die Arme unter dem Kopf und lehnte sich zurück, mit glücklichem Lächeln. „Es ist wahr, Rangoon? Und wo ist der Reiter?“

„Er trug dich auf windschnellem Pferd sicher hierher, er hat dich gerettet, — es ist der Weise, den du im Garten sahst!“

Sie blieb ruhig liegen, nur die Augen strahlten in stärkerem Glanz. „Ja, so sah der Reiter aus! Und wo ist er? Ruf ihn mir!“

Rangoon machte ein Zeichen nach meinem Versteck hin; taumelnd sank ich neben ihr nieder, mein fieberglühendes Gesicht in die schneeigen Gewänder pressend.

„Ja, du bist's!“ hörte ich eine leise Stimme, „du hast mich gerettet, — ich danke dir!“ Eine linde, weiche Hand fühlte ich leise über mein Haar streichen, dann führte mich Rangoon aus dem Gemach. „Sie bedarf der Ruhe, Sahib, wir haben schwere Tage vor uns!“

Beim Morgengrauen ging die Reise in Begleitung der Sikhs weiter. Ich hatte Sakuntala wieder zu

mir aufs Pferd genommen, und wir trabten dahin, glücklich und wunschlos. Am Abend war die Garnison erreicht; wir blieben dort noch über Nacht. Sakuntala, die man wohl für meine Schwester hielt, wurde das Zimmer des Kommandanten zur Verfügung gestellt. Dann begann der zweite, nicht minder gefährliche Teil der Reise.

Unter Bedeckung eines starken Sikhdetachements brachen wir auf. Vorauf ritt Rangoon, dann kam der Sergeant mit seinen Reitern, Sakuntala, so nannte ich sie immer noch, und ich machten den Schluß.

Legrain boz den Kopf zurück, schloß lächelnd die Augen und sprach weiter, leise, wie einer, der das Nirwana mit eigenen Augen sieht.

„Bis dahin hatte ich Indien nicht geliebt. Es war mir ein schillerndes Blendwerk, ein Knalleffekt der Natur, der Herz und Seele kalt läßt und nur die Sinne durch Farbe und Masse betäubt. In jenen Tagen habe ich mit meiner Anschauung gebrochen. Wir ritten dahin auf sammetweichen Wegen, vergaßen Welt und Menschen, Zeit und Ort. Ich hielt die schönste Frau — in meinen Augen wenigstens —, deren Fuß je indischen Boden berührt, in meinen Armen, und ihr Haupt ruhte an meiner Brust. So zogen wir dahin, ohne Wunsch. Es war, als habe sich die Seele vom Körper gelöst, kein häßlicher Gedanke, kein niedriges Verlangen war in uns, — nur ein göttliches Glücksgefühl. Sie verstand meine Muttersprache nicht und auch das Englisch: nur mangelhaft; so mußten wir uns im Hindostani verständigen. Und mit Entzücken lauschte ich dem Wohlklang ihrer Stimme. Was sie sprach, war nur Schönheit: die Blumen, die Sonne, der Himmel, die Farben, — sie schimmerten nach ihren Worten noch tausendmal schöner. Sie war schön und klug. Wie bildungsfähig mußte dieser reine, schönheits-trunkene Geist unter kundigen Händen sein.

Ab und zu hingen Blüten über unseren Weg, handgroß, in allen Farben. Sie haßte darnach und ich brach sie und schmückte ihr Haar damit. Und sie lachte und umschlang mich fester.

Wenn wir des Abends in die Dörfer kamen, dann waren wir über und über mit Blumen geschmückt, Roß und Reiter und Reiterin. Und wenn die Hindus uns bewundernd anstauten, dann klatschte sie in die Hände und tanzte lachend und blumengeschmückt um sie herum. Der Zauber des indischen Märchens begann mich zu umfassen, aus dem Blendwerk wurde Wirklichkeit und aus der Gefahr eitel Lust — Nirwana . . . Ich wünschte, es möchte nie ein Ende nehmen.

Nach zehn Tagen stiegen wir vor dem Hotel in Bombay aus dem Sattel — hatten wir nicht erst gestern den Palaß des Maharadscha verlassen?

Wir bedurften dringend der Ruhe. Die Reiter nahmen nach kurzem Aufenthalt den Weg wieder zurück und wir drei — Rangoon als mein Diener — quartierten uns im Hotel ein. Wir waren mittags angekommen und ich saß gegen Abend in meinem Zimmer über dem gereinigten Tagebuch und schrieb.

Ein leises Knarren ließ mich den Kopf wenden, Rangoon stand hinter mir. „Willst du mir einen Augenblick Gehör schenken, Sahib?“

„Gerne!“ und einem Impulse folgend faßte ich seine beiden Hände: „Wie soll ich dir danken, Rangoon?“

Er sah mich mit seinen schwermütigen Augen an. „Der Sahib möge mir nicht danken, Rangoon verdient es nicht! — Morgen mehr davon — und wegen morgen bin ich gekommen. Morgen mittag kommt der «Achille» hier an und fährt nach zwei Stunden weiter. Begib dich sofort an Bord mit der Sultana, hier seid Ihr nicht mehr sicher!“

„Und du, Rangoon?“

„Ich? Ich komme kurz vor Abgang des Schiffes!“

„Gut! Dann rede mit Armud!“

Er verneigte sich und ging. Es war das Beste so; so rasch wie möglich aus diesem heimtückischen Land! Sakuntala ging natürlich mit. Was ich eigentlich mit ihr anfangen wollte, war mir zunächst noch nicht recht klar. Vielleicht . . . Herrgott, wenn das sein könnte! Ich bekam einen feuerroten Kopf und tanzte wie toll vor Freude durch das Zimmer. Und Rangoon konnte ganz gut als Diener bei mir eintreten, Sakuntala hatte dann gleich ein Stück Heimat um sich.

Punkt zwölf Uhr am Mittag des andern Tages holte mich Rangoon ab. Sakuntala hatte ich seit gestern nicht wiedergesehen.

„Willst du mit mir gehen?“ fragte ich. Sie sagte kein Wort, hing sich nur fest in meinen Arm und schritt mit glücklichem Gesicht neben mir her. Rangoon begleitete uns an Bord.

„In einer Stunde bin ich wieder hier!“ sagte er; ich bemerkte unter seiner braunen Haut deutlich das Erbleichen. Dann wandte er sich an Sakuntala und drückte einen ehrfürchtigen Kuß auf ihre Stirn. „Vergib!“ murmelte er leise. Sie schloß den treuen Diener in die Arme und schwere Tränen rollten ihr über die Wangen.

„Auf Wiedersehen!“ Er drehte sich um, sein Blick umfaßte noch einmal ihre Gestalt, dann schritt er von daunen. Und ich vernahm deutlich das wehe, wilde Aufschluchzen, das sich in kurzen Stößen seiner Brust entrang.

Schon hatte der Dampfer das erste Abfahrtsignal gegeben, und Rangoon war noch immer nicht zurück. Wir begannen unruhig zu werden und mir fiel das merkwürdige Verhalten Rangoons von vorhin wieder ein. Sollte das ein Abschied für immer gewesen sein? Sakuntala stand neben mir, von meinem Arm umschlungen, und blickte ebenfalls in das Menschengewühl auf dem Kai. „Wo ist Rangoon?“

„Ich weiß es nicht!“

Ihr Gesichtchen wurde traurig, und ich führte sie in ihre Kabine. Dann ging ich wieder hinauf durch die gassenden Passagiere. Seit wir hier waren, waren sie der Schönheit Sakuntalas nachgezogen, wie die Motten dem Licht. Nun schien auch meine Person ihnen nicht weniger interessant zu sein.

Gerade als ich wieder nach Backbord ging, sauste drüben ein spindeldürrer Singhalese durch die Menge, sprang in ein Boot und ließ sich in größter Eile nach dem „Achille“ rudern. Wie eine Katze kam er an Deck, direkt auf mich zu. „Lef-räng?“ fragte er grinsend. Ich nickte zustimmend. Er hielt mir einen umfangreichen Brief hin. „Rangoon!“ sagte er wieder, „er nicht kommen!“ und verschwand über Bord.

Neugierig riß ich den Brief auf: eine Karte und eine Art Manuskript fielen mir entgegen. Ich nahm zuerst die Karte: Sir! Warten Sie nicht auf meine Rückkehr, — es war ein Abschied für immer heute mittag. Der beiliegende Brief sagt Ihnen alles! Rangoon.

Ich traute meinen Augen kaum; was sollte das heißen? Da begann das Schiff zu stampfen und zu dröhnen, die Schraube wühlte zischend und schäumend das Wasser und zwei Rauchfahnen entquollen dick und schwarz den Schloten — Heimfahrt! Bombay wurde kleiner und undeutlicher, die Häuser waren nur noch ein weißer Fleck und die Wälder ein grüner Strich, dann verschwand alles — vale India . . .

Sinnend ging ich in die Kajüte hinunter und nahm Mangoons Schreiben. Ich begann zu lesen, neugierig erst, dann mit plötzlich erwachtem Interesse, um den Brief endlich in tiefster Erschütterung aus der Hand zu legen. Und mir fielen die Worte der Bibel ein: Versucht sollst du sein . . .

In zierlicher, fast frauenhafter Schrift stand es da: Sehr verehrter Herr Doktor! Sie werden wohl erstaunt sein, wenn ein „Baria“ in dieser Weise an Sie schreibt, doch seien Sie zufrieden: ich war nie ein solcher im indischen Sinne. Und wenn das, was ich Ihnen hier mitteile, Sie dazu zwingt, mich als Scharfschütze zu verdammen, so blicken Sie auf die Menschenblüte an Ihrer Seite und seien Sie mir ein milder Richter . . .

Ich bin weder Jnder noch Astate überhaupt. Mein Vater war der englische Lord W. Als zweiter Sohn, dem die Erbfolge verschlossen war, wandte ich mich einem Berufe zu: ich wurde Arzt. Eine stille, in mich gelehrt Natur, fand ich meine Freude daran, Leidenden zu helfen und mit meinen großen Einkünften die bittere Not anderer zu lindern. Niemals habe ich einem Menschen wissentlich ein Leid getan, niemals einem Menschen Unrecht zugefügt, bis die Liebe in mein Leben trat. Da wurde ich zum Verbrecher.

Ich lernte ein Mädchen kennen, schön wie ein Engel, schön wie die, die Sie Sakuntala nennen, schön und arm. So wenig ich sonst meinen Gefühlen nachgab, hier brach die Allgewaltige, Sieghafte, die Liebe, mit Macht aus meinem Herzen. Da verlor mein Vater sein Vermögen und ich wurde arm, ärmer fast als die, die ich liebte. Und als ich ihr dennoch mein ehrliches, treues Herz zu Füßen legte, da — lachte sie mir ins Gesicht.

Damals war ich nahe daran, mein verfehltes Leben fortzuwerfen. Hätte ich's getan! Doch es war schon zu spät — die glühende, himmelhochjauchzende Liebe

hatte sich in wilden, gärenden Haß verwandelt. Nach! Das war das einzige, was ich noch vom Leben erhoffte. Daß das Heiligste, was mein Herz zu bieten hatte, mit Füßen getreten wurde, das machte mich bestimmungslos vor Zorn.

Nach einigen Wochen heiratete sie einen Baronet, der bald darauf nach Ostindien geschickt wurde. Nun war meine Zeit gekommen! Dasselbe Schiff, das sie an ihren Bestimmungsort führte, trug auch mich, als alten Mann verkleidet, im Zwischendeck.

Sofort nach meiner Ankunft in Bombay nahm ich eine weitere Verwandlung vor: ich wurde Jnder — Rangoon! So wie Sie mich sahen, sehe ich aus seit siebzehn Jahren — alles künstlich, innen und außen.

Ich nahm an, daß sie alsbald einen eingeborenen Diener suchen würden, und wer konnte ihnen willkommener sein, als ein alter, erfahrener, der zudem der englischen Sprache so kundig war. So blieb ich bei ihnen, mußte alles sehen, was ich einst selbst erhofft hatte.

Was ich später verbrach, das habe ich sicherlich in diesen Jahren meines Dienstes im voraus gebüßt, und mein Haar ist grau geworden in jener Zeit. Aber mit dem Kummer kam auch die Wut und der rasende Zorn ob des verlorenen Glückes. Wie ich mich rächen wollte, wußte ich selbst noch nicht recht, daß es aber geschehen sollte, war mir Geheiß.

Ich war mit der Zeit den beiden unentbehrlich geworden, Rangoon hier und Rangoon dort. Blieb es auch, als die ersten Wolken am Himmel dieser Ehe aufstauten, — ich sah es mit teuflischer Gemüthung. Sah, wie sein erbärmlicher Charakter immer mehr zutage trat, wie sie unter seiner rohen Behandlung litt. Dann kam das Kind, ein Mädchen. Ich weiß nicht mehr genau, was ich damals empfand; ich glaube, es war eine dumpfe unbewußte Freude. Die Seele dieses Kindes sollte mir gehören. — Es erhielt den Namen May.

Das Verhältnis zwischen den Gatten schien im ersten Jahre nach der Geburt des Kindes ein besseres zu bleiben, dann setzte das alte Lied wieder ein. Und eines Abends, ich hatte gerade die Kleine zur Ruhe gebracht, stürzte sie in heller Verzweiflung zu mir ins Zimmer: „Rangoon, Rangoon! Hilf mir doch!“ Sie umklammerte meine Knie und schluchzte wie wahnsinnig. Endlich bekam ich's heraus, — er hatte sie geschlagen.

Noch einmal kam die Allgewalt der Liebe, die ich einst für sie gehegt, über mich; all das entsetzliche Leid, das ich um sie ertragen, war hinweggespült. „Ich will dir helfen, Herrin!“ Sie sah mich dankbar und ungläubig zugleich an. Stumm stand ich auf und ging hinüber, zu ihm.

„Du hast deine Frau geschlagen, Sahib!“ Er sah mich aus dem glattrasierten Gesicht spöttisch von oben bis unten an. „Was geht das dich an?“

„Ich bitte dich, Sahib, tu es nicht wieder! Man soll eine Frau nicht schlagen!“

„Was unterstehst du dich, du schmutziger Baria?! Bist du etwa Missionar?“

„Nein, — nur ein Bittender!“
 „Eher dich hinaus, Halunke! Frechheit, — was geht dich meine Frau an?“
 „Niel, Sahib!“ sagte ich ruhig, ohne mich vom Fleck zu rühren.

Ich sah, wie er weiß wurde, sah, was jetzt kommen mußte. Er griff nach der geflochtenen Peitsche. „Hinaus, Subjekt!“ und klatschend zog ein fürchterlich schmerzender Streifen mir über den Kopf. Da war's vorbei mit meiner Beherrschung; alle Gefühle waren verdrängt, vergessen vor dem einen: Rache! Die Lehne des Bambusessels zerbrach unter meinem Griff, mit dumpfem Rischen fuhr das armsdicke Rohr durch die Luft, dann sah ich ihn vor mir liegen. Ob er tot war, ich wußte es nicht. Aber meine Rache war noch nicht gestillt, — ich lief hinüber ins Kinderzimmer. Die Frau war verschwunden. Silends nahm ich die Kleine aus der Wiege, raffte hastig ein paar Tücher zusammen und rannte in die Nacht hinaus.

Wohin?

Ich lief und lief, bis in den Morgen hinein, immer nach Norden auf der Landstraße weiter, das schlummernde Kind im Arm. Während der Mittagshitze suchte ich am Straßenande etwas zu ruhen und gab dem wachgewordenen Kinde die mitgenommene Milch zu trinken. Da trabte ein Reiterzug vorbei; einer darunter, ein hochgewachsener, graubärtiger Mann, ritt auf mich zu. „Ist dies dein Kind?“

„Ja — und nein!“

Es bligte verständnisvoll auf in seinen finsternen



Da trabte ein Reiterzug vorbei; einer darunter, ein hochgewachsener, graubärtiger Mann, ritt auf mich zu.

Augen. „Bei mir bist du sicher — komm mit!“

Und ich ging mit — via dolorosa . . .

Es war ein Maharadscha aus dem Norden, einer jener Vasallenfürsten, die nur dem Namen nach England untertan sind. Er vermutete ganz richtig, daß ich das Kind entführt hatte, und um den Engländern

einen Streich zu spielen, nahm er uns mit. Es war der Vater jenes Guru Singh Bahadur, den Sie dort oben kennen lernten.

Nun begann eine Periode meines Lebens, furchtbarer und verzweiflungsvoller als die Haft eines Galeriensträflings. Von den Anfechtungen meines Gewissens lassen Sie mich schweigen . . . Mit dem Tage, an dem ich in den Machtbereich des Maharadscha eintrat, hörte ich auf, ein freier Mensch, Mensch überhaupt zu sein. Zuerst wurde jeder meiner Schritte bewacht, jede Bewegung auf das argwöhnischste beobachtet, dann ließ man mir mehr Freiheit, vernünftigerweise. Der nächste Militärposten war tagreisenweit entfernt, die umwohnende Bevölkerung von fanatischem Haß gegen die Fremden erfüllt, — wie weit würde ich wohl auf meiner Flucht gekommen sein?! Die Nahrung, die ich erhielt, reichte stets nur für einen Tag, Proviant hatte ich also nicht, auch keine Waffen. Und wer weiß, ob ich nicht auch freiwillig geblieben wäre, um des Kindes willen.

Man hatte die kleine May im Palast des Maharadschas untergebracht, und ich mußte fast ständig um sie sein. Es schien sich zuerst vor den braunen Gestalten zu fürchten, aber in dem Maße, in dem die Erinnerung verblich, bekam die tägliche Gewohnheit die Oberhand. Wenn ich kam, streckte es mir lachend die Arme entgegen: „Kangoon! Kangoon!“ Aber manchmal, da lag in diesen klaren blauen Augen ein Blick, so vorwurfsvoll und fragend, wie eine unbewußte Anklage: Wo ist meine Mutter? Er traf mich nicht oft, dieser Blick, aber wenn er mich traf, dann bin ich hinausgeflohen in die Ruinen und hab' mir den Kopf an den Steinen zu zerschmettern gesucht, hab' geheult wie ein wildes Tier . . . Ich blieb am Leben. Es war, als wenn mich im wildesten Paroxysmus des Schmerzes eine eiserne Faust emporriss und eine eiserne, grausame Stimme mir in die Ohren dröhnte: „Lebe weiter — um des Kindes willen.“ Und ich lebte weiter, hoffnungslos, nur meinem Schülking mich weihend und auf Befreiung hoffend.

Da starb der Maharadscha und sein Sohn folgte ihm. Er war ein Raubtier in Menschengestalt. . . Dennoch kam er mir mit größtmöglicher Freundlichkeit entgegen. Ich ahnte nicht, warum, — bis vor einem Jahr. Da kam er eines Tages zu mir: „Ich will Armud zur Sultana machen!“ Mir war, als hätte ich einen dumpfen Schlag erhalten, und doch hätte ich's ahnen sollen; es lag ja so nahe.

Kennen Sie das Schicksal einer indischen Frau?

Mit einem Male kehrte all die Spannkraft, die Energie, die Jahre hindurch tot in mir gelegen, machtvoll zurück. Damals verschaffte ich mir Nirwana und andere Gifte — auch eins für das etwaige Nichtgelingen des Planes. Denn das stand fest bei mir: May durfte diesem feigen, türkischen Tyrannen nie gehören. Flucht! Aber wohin?! Also Tod! Was verschlug es, wenn die letzte Schuld zu der anderen hinzukam. Aber dieses junge Leben?! Es war mir zuzuteilen, als müßte ich anketend vor ihrer

Die Apostelfischer.

Schönheit in die Knie sinken. Ich weiß nicht, was auch sie mit einer oft überschwenglichen kindlichen Zärtlichkeit zu mir hinzog; vielleicht ahnte sie, daß ich ihres Stammes war, unbewußt ihren Glauben dem verworfensten Verbrecher schenkend.

Dann kamen Sie zu uns, und von diesem Tage an ließ mich der Plan, Sie als Werkzeug zur Befreiung zu benutzen, nicht mehr los. Es war hohe Zeit, die Vorbereitungen zur Vermählung waren bereits getroffen und — das übrige wissen Sie.

Nirwana war uns gnädig. Der Blitz und Donnerschlag im Gewölbe war ein einfacher Theatrecoup: ich entzündete eine kleine Menge Magnesiumpulver, das ich Ihrem Gepäck entnahm, durch eine Zündschnur, und feuerte im Moment der Explosion einen Revolverchuß ab. Abergläubisch wie alle Inder, glaubte Guru Singh an eine überirdische Erscheinung, bis er bald nachher die Täuschung merkte.

May wird Sie nach Europa begleiten. Die Adresse ihrer Mutter finden Sie unter den beiliegenden Dokumenten, — der Vater ist tot. Mich werden Sie nie mehr sehen. Mein Weg geht in die Freiheit —, ich habe einen ernsten unbeugbaren Begleiter: mein Gewissen. Seien Sie mir ein milder Richter.

Hangoon.

Ich war wie betäubt. Konnte das möglich sein? War dieser Mensch ein Scheusal oder ein namenlos Unglücklicher?! Schon wollte ich ihn einen Verworfenen nennen, da sah ich ihn vor mir stehen im Geiste mit den stillen traurigen Augen und dem wehen, stummen und doch so beredten Blick. . . Was hätte aus diesem Manne werden können, dessen Blick um eines Schurken willen in nichts zerstoß?! Der mit den reinsten Gefühlen eine Frau liebte, die, seiner unwürdig, ihn unbewußt zum Verbrecher machte — Tragik des Lebens. . ."

Legrain erhob sich: „Damit ist meine Geschichte eigentlich zu Ende!“

Wittend sah ihn Gérard an. „Die Hauptsache vermiße ich noch. . .“

„Ah, was aus Sakuntala geworden ist?“

„Ja!“

„Nun, ich brachte sie nach England zu ihrer Mutter. Lassen Sie mich schweigen über das Wiedersehen, — ein Abschied mag ergreifend sein, aber ein Wiedersehen wie dieses kann auch eine weniger empfindsame Seele in ihren Grundfesten erschüttern! — Dann kam Sakuntala nach Frankreich — hierher. . .“

Gérard sprang elektrifiziert auf. „Hierher? Unmöglich! Wo, wer ist sie?“

Professor Legrain neigte den feinen Kopf leicht auf die Seite und wurde ein wenig rot. Dann ging ein Lächeln über sein Gesicht, wie es nur wunschlos Glückliche haben.

„Meine Frau!“ sagte er leise.

Eine Geschichte vom Chiemsee von Franz Wichmann.

Klemens Seestaller, der eilig den Uferweg von Arlaching gegen St. Johann entlang schritt, blieb einen Augenblick stehen. Auf der weiten, spiegelnden Wasserfläche, fern gegen Frauenwörth zu, hatte er den Einbaum der Brüder erkannt, und sein Blick streifte besorgt den Himmel. Finsterer Dunst hüllte die an der Südseite hochaufragenden Bergriesen in schwarzblaue Schleier, und brütend lagen die Wälder hinter dem von weißem Kies gesäumten Strande.

„Besser, sie wären heut net hinaus,“ murmelte er, „vor Nacht noch kann 's Wetter umschlagen.“

Er beschleunigte seinen Gang. Waren doch mehr als zwei Wochen vergangen, seit er Kordl zum letztenmal in Chieming gesehen. Aber damals war sein Vater an seiner Seite gegangen, und er hatte dem geliebten Mädchen nur verstohlen einen Blick herzlichen Einverständnisses zuwerfen können.

Ohne im Gehen einzuhalten, zog er den Zettel hervor, den sie ihm am Morgen geschickt. Der junge Bub der alten Botenwaben von Fising hatte ihm hinter dem Häuschen abgepaßt und das Papier zugesteckt. Es enthielt nur wenige Worte. Daß sie nach Fising sei, der Patin zum Namenstag zu gratulieren, und am Rückweg ihn heimlich sprechen wolle. Am Wallfahrerkreuz möge er sie vor Sonnenuntergang treffen.

Wohl ein duzendmal schon hatte er die kurze Mitteilung mit der gleichen Freude gelesen. Sagte sie ihm doch deutlich genug, daß die Geliebte fest und treu zu ihm hielt, trotz allem, was ihrem Herzensbunde entgegenstehen mochte.

Jetzt aber, da er von weitem das einsam über die tiefgrüne Seefläche hinschauende Steinkreuz wahrnahm, glitt ein Schatten über sein Gesicht. Warum hatte sie gerade die Unglücksstätte wählen müssen!

Vor langen, langen Jahren hatte dort der grimme Wellsturm ein Schiff mit Wallfahrern gepackt, die über den See nach dem Gnadenort Maria-Ed wollten, und alle seine Insassen verschlungen. Das wassergefüllte Wrack aber war von den brüllenden Bogen ans Land geschleudert worden, und zur Erinnerung an die düstere Begebenheit hatten die Uferbewohner das längst mit Moos überwachsene Kreuz errichtet.

Wie ein schlimmes Vorzeichen erschien es in diesem Augenblicke dem jungen Fischer, daß auch ihres innigen Glückes Kreuz und Leid hartten. Doch er hatte nicht lange Zeit, sich trüben Gedanken zu überlassen, denn gleich darauf sah er Kordls schlankte Gestalt aus den die Höhe hinanziehenden goldig leuchtenden Birken treten und scheu umherspähend sich dem Kreuze nähern.

Den Herankommenden bemerkend, stutzte sie beim Anblick seines in der Schlinge getragenen Armes und schien ihn nicht zu erkennen. Der Bursche aber eilte rasch auf sie zu und zog sie mit der Linken an seine Brust. „I bin's ja, Kordl. Gell, wie a verwundter Krieger schau i aus.“

„Was hast denn gemacht?“ fragte das Mädchen besorgt. „Wird doch nix Schlimmes sein?“
 „A bah, nix Gefährliches. Aber der Doktor will's halt so. Weißt, vorige Woch' bin i am Strand ausg'rutscht und in a Legangel gefall'n. Da muß i den Arm schonen und darf nix arbeiten, bis d' Wund' wieder verheilt ist.“

Kordl schien beruhigt, und den Kopf an seine rauhe Ledenjoppe geschmiegt, sah sie hingebend zu ihm auf.



Kordl schien beruhigt und sah hingebend zu ihm auf

„Weil du nur da bist, weil i dich nur endlich wiederseh!“

Der junge Fischer betrachtete das hübsche Mädchen, das in seinem Sonntagsstaate, dem blaugrau schillernden Seidentleide, dem silberverschmürten Mieder, den Blüderärmeln und dem roten Schurz gar reizend aussah, mit liebevoll innigen Blicken. Am meisten freute ihn das feine Bruststück mit den großen blauen Blumen, das sie, mit goldener Brosche zusammengehalten, vorn ins Mieder gehoben, denn es war sein Geschenk. Den schwarzen, breitkrämpigen, mit zierlicher Goldborte besetzten Hut ein wenig von ihrem gelockten, glänzend braunen Haare zurückschiebend, küßte er den frischen Mund.

„Schwer genug ist mir's worden und bald hätt'st umsonst auf mich g'wart't,“ meinte er mit leichtem Seufzer.

Kordl fuhr leicht zusammen. „So weißt schon, warum ich gekommen und dich herbestellt hab?“

„Braucht's da ein Warum, wann zwei sich gern haben?“ lächelte der Fische.

„Das net. Aber i hab' nur denkt, daß d' dich net ängstigen sollst, wann du's zuerst vo andere Leut erfährst.“

„Was denn?“ fragte er mit erwachender Neugierde.

„Daß der Leutgeber Lenz beim Vater um mi ang'halten hat.“

Klemens Seestaller erblaßte leicht. „Der junge Bauer vom Westerhof, sagst?“

„Derjell. Sein Vater will übergeben und da braucht er a Bäuerin.“

„Und du, Kordl?“ Des Fischers Stimme stockte bei der Frage, die er kaum auszusprechen wagte. Sie lachte bei dem hangen Ausdruck seines Gesichtes hell auf. „Geh, frag net so dumm. Der Lenz kann freien, wen er mag, nur net mi.“

Klemens preßte warm ihre Hand. „So hast ihn abgewiesen?“

„Natürlich. Meinst, i kann den einen gern haben und den andern heiraten!“

Seine Augen leuchteten freudig auf. „Und dein Vater?“

„D der zwinget mi net, wann i net will. Weißt ja, wie er is. Und seit mei arm's Mutterl tot, is's noch viel ärger worden mit seiner Schwermut. Grad als ob ihn was am Gewissen beschwert, denk' i mir oft, daß er sich vor die Menschen fürcht' und sich drum nix zu sagen traunt.“

„Und wann i kaam und di zu mein'm lieben Weiberl begehret, Kordl?“

„Er hätt' gewiß nix dawider, — er is ja net 's Hindernis, daß wir net schon längst beieinander san.“

Der Fischer seufzte von neuem. „I weiß. Mit kein'm Wörtl darf i ja von dir reden. Wann i mir's nur denken könn't, was mei Vater gegen euch hat. Aber so lang i mi besinnen kann, is' alleweil die Feindschaft g'wen.“

„Freilich,“ klagte jetzt auch das Mädchen, „da bin i net g'scheiter wie du. Warum 's so is, sagt auch mei Vater net, aber i mein' oft, ihn druck't, daß ihn der deine haßt, und er wär' der Unveröhnliche net.“

Seestaller's ernstes Gesicht erhellte ein Lichtstrahl freudiger Hoffnung. „Kordl, nacha wär' ja alles gut, wann amal das Hindernis auf meiner Seiten nimmer is.“

Das Mädchen sah ihn betroffen an. „Du meinst?“

„Wann mein Vater das Zeitliche segnen laßt.“

„Geh, — der is ja nie net krank g'wen und alleweil a rüstiger Mo.“

„Zu die letzten Täg nimmer. Schau, es is ja traurig, davon zu reden, aber grad heut is mir der Gedanken kommen. I weiß net, was 'n auf einmal packt hat. Die Evi meint, eine Lungenentzündung könn't's sein, aber er will von an Doktor nix wissen. Drei Tag schon liegt er im Bett und drum hätt' i mir gar net hertraut zu dir, wär' die Schwester net grad daheimg'wen. Wie i fort bin, hat er siebert und irres Zeug g'redt, daß es grad graußig zum Anhören g'wen is, vom schwarzen Mönch und —“

„Der schwar' Mönch,“ unterbrach ihn Kordl, „is bö's a Klosterbruder vo Herrenwörth?“

„A toter. Aber sein Geist, sagen s', soll no alleweil umgeh'n. Hast nie nix davon g'hört?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „A Gespensterg'schicht. An die glaub' i net.“

„I aa net. Aber wie i no klein g'wen bin, haben die Fischerleut' oft davon g'redt, und sellmal hab' i

mir aa davor g'forchten. Kellermeister is er g'wen auf Herrenwörth, derjell, a falscher und habgieriger Mann, und wie der Schwed', ober was weiß i für a Feind, ins Land kommen is, hat er den Soldaten den reichen Klostererschatz verraten. Wie er aber sein'n Lohn von der Beuten verlangt hat, da haben s' ihn verschlagen, und zur Straß' für sei schwarze Lat hat er aa nach'm Tod ka Ruh net g'junden."

"Und im Kloster umgehn müssen?"

Seestaller bejahte. "Wann's wahr is, wär' ihm schon recht g'schehn, daß er nachts auf Herrenwörth nach Schätzen graben muß und nie nix find't. Dann aber wird er wild, stürzt sich in seinem Zorn ins Wasser, und über 'n See geht a schrecklicher Sturm mit Blitzen und Donnern, als müßt' die Welt zugrund' geh'n, und um dö Schiffer, wo im Unwetter drans sind, ist's geschehen und muß a jeder sei Leben verlieren, wann net die Glocken von Frauenwörth den Zauber brechen und den See wieder spiegelglatt machen."

Halb ungläubig, halb bangend hatte Kordl der Erzählung des Geliebten gelauscht, und jetzt, da sie über die weite Wasserfläche hinausblickte, meinte sie: "Wann man's glauben könnt', den' i mir, der schwarz' Mönch müßt' sich heut no im See einstürzen."

Der junge Fischer folgte ihren Augen, und was er vorher schon befürchtet, wurde ihm zur Gewißheit.

Schwer und lichtlos lagen die Berge, schwarzgrün und unbewegt dehnte sich der See. Eine dunkle Gewitterwand, die langsam von Westen heraufgestiegen, bedeckte schon den halben Himmel, und im herantreichenden Nebel erblickte die Sonne und sah bleigrau durch die fahle Hülle. "Nessas Maria, a schwerer Sturm is im Anzug," erschrak er. "Wann nur der Sepp und Anderl noch glücklich ans Land kommen!"

"Deine Brüder sind draußt?"

"Freili, — der Fischmeister von Prien hat zum Sonntag Hechte und Felschen für die Stadt wollen. Der Vater is krank, i hab' mit mein'm Arm net können und hinaus hat do wer müssen. Da is neamd anders übrig blieden," rief er besorgt.

"Aber sie werden do 's schiache Wetter kommen sehn," tröstete Kordl.

"Dö Buben san leichtsinnig und unerfahren. Waar i nur mit und hätt' mit der Linken 's Steuer g'führt. Aber in der Fruah san s' schon fort, und den kranken Vater so lang mit 'm Madl allein lassen hab' i do aa net wollen."

"Vertrau auf unsern Herrgott, er macht's schon recht und verlaßt koan in der Not."

Doch Kordls gläubiger Trost verfehlte seine Wirkung auf den jungen Fischer. Angestrengt spähte er in den finsternen Dunst hinaus, in dem jetzt die Sonne völlig verschwunden war.

"Siehst ka Schifferl in der Richtung auf Mitterdorf zua. Dort waar's am nächsten zum Land."

Auch die scharfen Augen des Mädchens vermochten nichts zu entdecken. "I denk mir, dö zwei werden längst dahaa san."

"Mir laßt's ka Ruh mehr," sieberte Seestaller,

von wachsender Angst ergriffen, da er die schreckhaft aussehende, rostfarbene Wolke bemerkte, die sich jetzt unter der schwarzen Gewitterwolke doherschoß. Das war das sicherste Zeichen, daß der Sturm in wenigen Minuten losbrechen mußte, und in der Tat begann bereits ein leises Zittern über die weite, dunkle Wasserfläche zu laufen. "Psüat di, Kordl, i muß heim. Gebe Gott, daß ka Unglück g'schieht!" Noch einmal drückte er das jetzt selbst erschrockene Mädchen an sich, küßte ihr Augen und Mund und hastete dann in der Richtung, die er gekommen, zurück.

Am Hang des Hügels wandte er sich noch einmal um. "Euch Schutz am Weidenhof, Deandl," rief er, die hohlen Hände an den Mund legend, "bis auf Chieming kimmst nimmer."

Aber seine Stimme verschlang der Sturm, der jetzt plötzlich heulend über den See geflogen kam. Die dunklen Kuppen der Berge verankten im schwarzen Dunst, nur ein zusammenfließendes Nichts von Nebel und Wasser war noch zu sehen, und klatschend rollten die hochgehenden grauen Wogen gegen das dem Weststurm offen preisgegebene Ufer des Weißsees. Unheimlich mischte sich ihr Rauschen mit dem Brausen des Windes, doch das von rollendem Donner begleitete Aufzucken der Blitze erhellte Seestallers nächstlich undunkelsten Weg und ließ die weißen Schaumkronen unter ihm schauerlich aufleuchten.

Atemlos vom keuchenden Lauf und schweißtriefend erreichte er endlich das schlichte, kleine Häuschen, das, ein gut Stück vom Dorfe Arlaching entfernt, hart am Strande lag und seit Generationen das Heim des walten Fischergeschlechtes der Seestaller bildete.

Ein mattes Licht blinkte ihm entgegen, denn es war so finster geworden, daß Eva die trüb brennende Lampe am Lager des kranken Vaters hatte anzünden müssen.

Bleich und verstört kam ihm die Schwester an der Schwelle des Zimmers entgegen.

"Du bist's?"

"Warum erschrickst denn vor mir?" fragte er, den Ausdruck peinlicher Ueberraschung in ihren Zügen wahrnehmend.

"I hab' gemeint, die Buben sind's."

"No net daheim san's?"

"Allweil no net. Und den Vater bringt die Angst schier um. I kenn' mi gar nimmer aus. So viel wunderbar red't er, daß ma sich grad fürchten muß." An dem kleinen, mit Holzschindeln gedeckten Fischerhause rüttelte der Sturm, als wollte er die winzigen Fenster aus ihren Rahmen reißen, zerzauste die roten, von der hölzernen Laube herabhängenden Nelken, warf die unter dem weitvorpringenden Dache hängenden Netze durcheinander und trieb sein Spiel mit den zum Trocknen aufgehängten gelben Maiskolben. Klemmens, der jetzt völlig in das Zimmer getreten war, schloß schnell die Thür hinter sich, aber der schnaubende Windstoß, der mit ihm hereinfuhr, machte sich dennoch im Innern bemerkbar und riß den Seestaller Balthes, seinen Vater, aus dem kurzen, fieberhaften Schlafe, in den er für einige Minuten gefallen.

Die aufzuckende Lampe erhellte nur matt den Raum mit seinen geweigten, zur Hälfte getäfelten Wänden und der vom Pfeifenrauch geschwärzten Holzdecke. Ein großer Tisch, weiße Bänke, ein paar bunt bemalte Kästen, die Kommode, auf der unter einem Glassturz ein wächserner Christus stand, bildeten die ganze Einrichtung. Während die Söhne rechts, das Mädchen im Nebengemache links schlief, war das Bett des Fischers der Wärme wegen nahe an den backofenförmigen Kamin gerückt, und Eva trat mit einem scheuen Blick darauf zu.

„Sie sind's net, Vater, der Klemens is heimkommen.“

„Sie sind's net, — hab's g'wußt, sie kommen nimmer,“ wiederholte der Kranke in müdem Tone, und sein tiefdurchzunzeltes, eingefallenes Gesicht, über das ein paar von Schwitz feuchte Haarsträhne herabfielen, drückte sich fester in die Kissen.

Gleich aber erhob er wieder den Kopf, und seine grauen Augen begannen, wie von Unruhe und Angst erfüllt, in der Stube umherzuwandern.

Sohn und Tochter anzusehen vermied er, und während seine abgemagerten Hände an der Bettdecke zerten, schien sein Ohr nur das dumpfe Brausen und Krachen der sich brechenden Wogen zu verfolgen, das von draußen hereintönte.

Endlich blieb sein unsteter Blick auf dem neben dem Kamin aufgehängten Bilde der Apostelfürsten Petrus und Paulus, der Schutzpatrone der Fischer, haften, und seine Lippen bewegten sich wie in leisem Gebet.

Plötzlich flog klirrend eines der schlecht befestigten Fenster auf, und der hereinpfeisende Luftstrom verlöschte die Lampe. In die eingetretene Finsternis aber kreischte wie von Angst gefoltert die heisere Stimme des alten Fischers.

„Tut's ihn weg! Da is er wieder. Da — hinter meiner.“

Evi und ihrem Bruder lief es eiskalt über den Rücken. „Jetzt packt'n das Fieber wieder,“ flüsterte das Mädchen, während es hastig von neuem Licht machte.

„Tut's'n weg, sag' i!“ schritt abermals die schauerliche Stimme.

Klemens faßte sich ein Herz. „Wen meinst denn, Bata? Neand is da.“

Der Kranke schnellte vom Lager auf, mit starren Augen, gesträubtem Haar. „Da — da, hinter meiner — jetzt langt er nach mir — der Glockenbauer!“

Die Geschwister sahen sich an. „Kan' Glockenhofer gibt's nimmer. Der is ja lang tot. Vor dreißig oder mehr Jahr, heißt's, sei der letzte vom Hof beim Apostelfischen verunglückt.“

Der Seestaller Balthes sank wie ein Stück Blei in die Kissen zurück. „Woll, woll — tot is er — tot,“ murmelte er mit bebenden Kiefern, „und darum müssen aa sie sterben.“

„Von wem red'st denn, Bata?“ fragte Evi, seinen fiebernden Kopf stützend.

Mit stieren Blicken sah der Fischer zu ihr auf.

„Der Sepp und der Anderl. Beide Buben. Verloren san s'. Der See will's zur Sühne!“

„Gott und die heilige Jungfrau werden sie beschützen.“

„Ja, ja, wir dürfen no hoffen, Bata,“ suchte auch Klemens zu trösten, „g'wiß kommen s' bald heim.“

Der Kranke richtete sich auf. „Da kennst'n net, den schwarz'n Mönch. Wen der packt hat, den laßt er nimmer.“

Ehe es die beiden hindern konnten, war er aus dem Bett gesprungen und mit zitternden Gliedern an das Fenster gestürzt. Den Riegel zurücktreibend, starrte er mit schreckhaft geöffneten Augen in das schwarze Dunkel.

„Da is er — ich seh' ihn — riesengroß, mit glühende Augen, wie er mit da Knochenhand über'n See sich bückt!“

Evi und ihr Bruder bekreuzten sich.

„Bata — sei do g'scheit, — nix is draus zum sehen als die Finsternis.“

Aber der Fischer hörte sie nicht und seine Stimme schrillte weiter in das Heulen des Sturms, der mit Pfeisen und Dröhnen die Mauern umfuhr, einen Wirbel von den Bäumen herabgerissener Rindenstücke, Aeste und Blätter in die Stube peitschte.

„Jetzt hat er's derlangt. Das Schiff wirft er um. Da Seppl versinkt. Und da Anderl, — Hergott, Gnade, Gnade — laß mir do den einen, — i will ja all's — o Jesus, — jetzt hat er aa den, jetzt taucht er'n unter, — hin san s', alle zwoa hin, — da schwarz' Mönch hat s' beide umbracht! Evi, Kle-



Den Riegel zurücktreibend, starrte er in das schwarze Dunkel.

mens, — betet's für ihre Seelen, i —“ Das heisere Schreien erstarb in unverständlichem Gemurmel, sein Heub flatterte im sauchenden Wind, und die zerzausten grauen Haare peitschten ihm wie aufbläuhende Schlangen das Gesicht.

Evi und ihr Bruder standen bei dem schrecklichen

Unblick wie von Entsetzen gelähmt. Endlich raffte das Mädchen sich auf, schloß das Fenster, und Klemens trug den in sich zusammenbrechenden Vater auf das Lager zurück. Die Augen starr auf die Decke gerichtet, lag er regungslos da und nur ein konvulsivisches Zucken ging von Zeit zu Zeit durch den zu Tod erschöpften Körper.

„Da Vata is sterbenskrank,“ meinte der Bursche, „und wann er's aa net will, eins' do uns muß um den Doktor laufen.“

„I geh', Klemens, bleib du da — i fürcht' mi allein mit eahn.“

Obwohl sie nur flüsternd sprachen, hatte der sterbende Fischer die Worte doch verstanden. „Mir da,“ wehrte seine blasse Hand, „aber um den Geistlichen geh, Evi, — den Pfarrer vo Seebruck hol. I — will beichten, — daß mir da Herr verzeiht und i meine Buben wieder sieh.“

Das Mädchen band hastig ein Tuch um den Kopf und eilte, ohne noch ein Wort zu verlieren, aus dem Hause. Klemens wußte, daß sie das Gebot des Vaters nicht achten und auch den Doktor rufen würde. Aber wie er jetzt auf den Kranken sah, glaubte er selbst, daß menschliche Hilfe zu spät kommen werde.

Die Knizeln auf Stirn und Wangen schienen sich zu glätten, das Gesicht schmaler und kleiner zu werden und den Ausdruck starrender Leere anzunehmen. Und als er jetzt mit kalter, erstarrender Hand den Arm des Sohnes ergriff, um ihn näher an sich zu ziehen, hatte sich auch die Stimme verändert. Ihr bisher rauher und heiserer Klang war seltsam weich und milde, fast feierlich geworden, als er langsam, stoßweise zu sprechen begann.

„Hör mich, Bub. Nach Seebruck is a weiter Weg. Da Priester wird zu spat kommen, i erleb's nimmer. Aber dö's, wo mi druckt, kann i net mit hinübernehmen. Drum muß du hören, was i zu beichten hab'. Leg dei Ohr daher, — so — i kann nimmer laut reden. Eure Mutter —“

Klemens schlug das Kreuz. „Gott hab' sie selig. Von ihr willst erzählen?“

„Net von ihr. Sie war net mei erste Lieb. I hab' i' nur g'nommen, später, — weil i a Hausfrau braucht hab' und vergessen wollt. Aber vergessen hab' i die Besti do net können.“

„Besti hat i' g'heizen?“ unterbrach ihn der Bursche, „grad wia da Kordl ihr selige Mutter.“

Der Vater zuckte zusammen, sein fahles Gesicht legte sich in finstere Falten. „Die Besti Weiser, — ja, sie ist's g'wen,“ sagte er langsam, „aber red mir net vo der Tochter und hör mir zu.“

Ein Schauer banger Ahnung durchrieselte den Sohn. Sollte das Rätsel seines unverhulichen Hasses sich lösen? Aber wenn er doch die Mutter geliebt hatte — Er kam nicht weiter mit seinen Gedanken, denn der Kranke fuhr mit matter, doch etwas gehobener Stimme fort: „I hab' i' so viel gern g'habt, o so viel gern! Mei Leben hätt' i geben für sie, aber a anderer hat's lassen müssen. Da Beit vom Glockenhof, dem seine Eltern schnell nahanander gestorben

und der ganz alleinig g'standen, hätt' i' zur Bäuerin mögen. Der Besti ihr Vata, wo nur a armer Fischer g'wen is, hat si aa tan besseren Eidam einbilden köma, als den reichen Glockenbauer. Vo der Lieb'schaft mit mir hat er eh nix wissen wollen und mir's Haus verboten. Aber heimli san ma z'amma-kemma, alle Täg', im Wald hinter St. Johann.“

„Nacha hat i' aa nur di gern g'habt, d' Besti?“ fragte Klemens mit vor heftiger Erregung bebender Stimme.

„I hab's freili glauben müssen, woll, woll. Denn schau, g'schworen hat i' mir, daß ihr da Glockenhofer im Tod z'wider is und daß i' lieber sterben will, als eahn zum Mo nehmen. »Sell darf nimmer g'schehn,« hab' i g'rufen. »Ohne di kann i net sein, und darum sollst leben. Wann aber oans sterben soll, nacha muß er's sein!« Da is d' Besti zu Tod erschrocken und hat mi bitt, um ihretwillen ka Sünd' zu begehn und uns net alle zwoa ins Unglück zu bringen. I aber hab' nix weiter g'red't und bin bei mein' Entschluß blieben.“

„Vata,“ schrie Klemens entsetzt und sich verfärbend auf, „du hast do net 'n Glockenbauer —“

Der Fischer schauderte bei der Erinnerung, und das Fieber schüttelte ihn mit jähem Anfall. „Gib mir zu trinken, Bub, — so hoap is mir's wie sell-mal in meiner wilden sündigen Lieb, — aber ka Mensch hat's je geahnt, — G'heimnis is's blieben bis heut. Du bist da Erst', wo's erfahrt. Lang hab' i's net g'wißt, wi i's fertig bringen soll, dö Besti freizumachen, denn da Hochzeitstag mit 'm Glockenbauern is scho für den Summer ang'setzt g'wen und dö Braut hat si net weigern dürfen, weil ihr da Vata mit 'm Fluch und Verstoßung droht hat. I hab' schon glaubt, alls is verloren, da is mir am Peter- und Paulstag der Zufall zu Hilf kommen und i bin da Ver-suchung unterlegen.“

„Sell, beim Apostelfischen is er verunglückt?“ fragte der junge Fischer, der bisher schweigend und totentbleich der Erzählung des Vaters gelauscht hatte.

Der Seestaller Balthes vergrub einen Augenblick das Gesicht wie in Scham und Reue in den Kissen, als wagte er es nicht, den Sohn anzusehen, und nur undeutlich kamen die Worte heraus: „Ins gleiche Schiff mit 'm Glockenbauer bin i kemma und fest haben ma uns in dö Wieden legen müssen, denn unser Einbaum is alt und schwer g'wen und dö Binsennänner haben mit ihrem leichteren Kahn an großen Vorsprung g'habt. Dennoch aber san ma vorn dran blieben vor alle andern Einbäum', und mitten im Weißsee drin ham ma i' endli eing'holt. Wia dö Binsennänner sehn, daß ka Auskommen mehr is, haben i' dö hölzernen Apostelbilder weit in See einig'worfen und san schnell wieder Seebruck zu. Wir aber haben die Ruder aufzogen und 's Netz treiben lassen. Ganz nah san ma schon an dö Figuren heran und wie i' grad über 'm Netz schwimmen, schreit da Stemmer Polbl, der hint' mit der breiten schweren Schaufel gesteuert hat: »Ziehgt's auf, Buben, mir haben's!« Da Glockenhofer hat aa mit aller Kraft

zerri, aber dö Schnur hat si unterm Einbaum verhängt gehabt und 's Netz hat si net geschlossen. Alle, wo im Einbaum g'wen, san auf dö rechte Seiten, um nachzuschauen, und unterm Uebergewicht hat si das Schiff bis am Rand ins Wasser gesenkt. Da treiben schon dö Apostel übers Netz naus und grad auf 'n Einbaum vom Ottermüller zu, der uns da nächst g'wen is. Jetzt hat den Glockenbauer, der dem Ottermüller feind gewesen is, dö Mut packt, und weil er eahm die Ehr' net lassen will, beugt er si weit über und will mit da Hand dö Apostel auffischen. I bin grad hinter eahm g'standen, und weil alle nur auf dö Figuren schau, hat neamd mei Tat gesehn. Mit amal gelst a Schreckensschrei durchs Schiff, denn der Glockenhofer is übern Rand kopf-über ins Wasser g'schossen. A leichter Stoß vo meiner Hand is gnua g'wen, daß er 's Gleichgewicht verloren hat, und i bin der erst g'wen, wo g'rufen hat »ruberts füri, Bub'n, helst's eahm!« Dös is 'm Zwingerl Beit sei Unglück worden, denn wie er a paar Schritt weiter no amal auftaucht, hat 'n a schwere Schaufel am Kopf troffen und er is nimmer hoch kemma. Zwoa Tag später erst haben s' eahm mit 'm Totenneß bei Frauenwörth aufgezogen und auf 'm Freithof vo Seebruck hat er sei Ruah g'funden. I aber hab' s' von derselbn Stund an verloren g'habt.

„Und dö Besti?“ fragte Klemens schauernd, als der Kranke erschöpft schwieg, „sie hat um dei Tat g'wußt?“

„So wenig wie irgend a anderer. Nur Gott hat's g'feght, — und i hab aa ka Wörtl mehr mit ihr g'red't.“

„Was sagst, Vata?“ fuhr Klemens in staunender Ueberraschung auf.

„Daß da Glockenbauer umasonst g'storben is. Denn a halbs Jahr später hat dö Besti dem Fischermeister Herb ihr' Hand am Altar geben.“

„Wie is dö's möglt?“

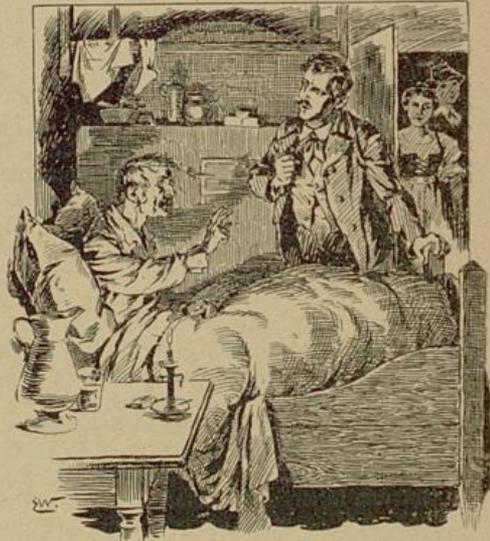
„I hab' s' nimmer g'feght, seit ma vom Apostelsischen z'ruck san. Gemieden hat s' mi überall, ihr Haus hab' i net betreten dürfen, und auf alle Botschaft, wo i ihr heimlich g'schickt hab', hat s' ka Antwort geben.“

„Weil s' bei Schuld am Tod vom Glockenhofer kennt hat, Vater.“

Der alte Seestaller bewegte verneinend das Haupt. „Dös ka net sein. Dö Besti is selbes Mal gar net am See g'wen, und hätt' a anderer um meine Tat g'wußt, nacha waar's ja offenbar worden und i ins Gericht kemma. Naa, naa, a falsche, verräterische Schlang is s' g'wen, und weil da Herb a Geld g'habt und dem Vater recht g'wen is, hat s' halt zugriffen und si um mi, der sein Seelenheil für sie hingeben hat, nimmer kümmern. I hab' mei Unglück als a Straf Gottes aufgefaßt und hab's tragen. Aber heut sieh i, daß es dem Himmel no net gnua g'wen is. Drum is mir da Glockenbauer erschienen und hat den schwarzen Mönch geschickt und dersell See, wo ihn verschlungen hat, hat mir dö beiden Buben g'mumma.“

„Vater, wann du aa schwere Buß' verdient hast, so grausam kann der Himmel net sein,“ rief Klemens, der noch immer nicht an das schreckliche Ende seiner Brüder glauben wollte, und sant schluchzend und stöhnend am Lager des Reuigen nieder.

„Er rächt die Sünden der Väter an den Kindern,“ murmelte der Alte dumpf und ein Nöcheln mischte



Der Seestaller Balthes hob die zitternde Hand.

sich in seine Stimme, „er wird's aa an der Kordl tun, und —“

Erschrocken sprang der Bursche auf. „Dös Madl — wo so schuldlos is —“

„Da Apfel fällt net weit vom Stamm. I hab' an Mord begangen, aber ihre Tat war no schwärzer und schlechter. Gestucht hab' i ihr, und jetzt weißt's, warum i all's hass', was den Namen Herb tragt.“

„Vater, dö's taatst net sagen, wann du die Kordl —“ Entsetzt über den Ausdruck, der sich im Gesichte des Sterbenden malte, wich er zurück, ohne den Satz zu vollenden.

Der Fischer schien verstanden zu haben. „Mutter oder Tochter — oans so falsch wie's andere — und dö's mußt ma no schwören, Klemens, jetzt in dieser meiner letzten Stund', daß du nie mehr was z' schaffen haben willst mit 'm Kind vo einer, wo mi so schändlich betrogen —“

„Vater, um Gottes willen,“ schrie der Sohn wankend auf, „sell kannst net verlangen, daß i —“

Der Seestaller Balthes hob die zitternde Hand. „Schwör mir's,“ klang es langsam und schauerlich, „so wahr mir Gott helfe —“

Er kam nicht weiter; ehe der gequälte Bursche ein Wort wiederholen konnte, ging ein krampfhaftes Zucken über die Züge des Sterbenden, die Lippen bewegten sich tonlos und die Kinnlade fiel tiefer herab.

„Trinken — trinken —“ klang es gebrochen.

Klemens raffte sich aus seiner Erstarrung auf, die ihm lähmend alle Glieder befallen hatte, und hielt das Glas an den Mund des Dürstenden. Gierig sog er daran, und wenn auch die Hälfte des Wassers verschüttet wurde, blieb doch die Wirkung nicht aus. Noch einmal schien die erlöschende Lebenskraft zurückzukehren, noch einmal öffneten sich die glasigen Augen.

„Schwöre!“ Aber das Wort endete in einen langen Schrei, den ein plötzlicher Schmerz auspreßte, der Körper schauderte zusammen, ein letzter, seufzender Atemzug entwand sich der Brust, dann löste sich die steinerne Verzerung des Gesichts und der Tod nahm seine Beute in Empfang.

„Vater,“ wollte Klemens in wehem Schmerze aufschreien, aber ein Geräusch an der Tür, das der inzwischen schwächer gewordene Sturm nicht verursachen konnte, ließ ihn umblicken.

„Evi — endlich — bringst du —“ Das Wort stockte ihm vor jäher Ueberraschung im Munde.

„Das best' Heilmittel für den Vater bring' i. Da schau her.“

Im Augenblick, da die Schwester zurücktrat, sah er den Sepp und den Anderl in triefenden Kleidern, doch wohlbehalten hinter ihr auf der Schwelle stehen. Alles andere vergessend, stürzte Klemens auf die Geketteten zu. „Ja, Buben, ihr lebt's? Dem Himmel sei Dank!“

„Untermwegs, vor i nach Seebruch kommen bin, hab' i s' troffen. Und da hab i mir denkt, brauchst kan Geislichen und kan Doktor net zu holen. Wann der Vater die siehgt, wird er schon gesund.“

Der junge Fischer schlug jammernd die Hände vors Gesicht. „Zu spät, Evi, zu spät! A Minuten früher wann d' kommen waarst, hätt' da Vater no gelebt.“

Das Mädchen ward leichenbläß. Der jähe Umschwung von freudiger Erwartung zu trauriger Gemüthsheit war zu fürchbar. „Tot,“ schrie sie auf, warf sich schluchzend auf das Lager, zog die Bettdecke über den erstarrenden Körper und drückte ihm die Augen zu. Klemens stand eine Weile stumm, während seine Brüder leise weinten. Er kämpfte mit sich, ob er alles gesehen sollte, was der Vater ihm anvertraut. Bald aber kam er zu dem Entschluß, vorläufig zu schweigen. War es nicht genug, wenn er selbst die schwere Schuld des Toten kannte, mußte er auch die reinen Seelen der anderen mit dem Bewußtsein vergiften, daß sie eines Mörders Kinder waren!

„Er ist reuig gestorben,“ sagte er nur, und ehe Evi nach dem Näheren fragen konnte, wandte er sich an die Brüder. „Gott hat's no gut g'meint mit uns, daß er nur ein Leben dahingenommen statt zweier, die wir verloren glaubten. Wie aber seid's glücklich aus dem schweren Unwetter davontemmen?“

Der Sepp und der Anderl antworteten durcheinander.

„D, wir haben uns scho auskennt.“

„Oh da Sturm losbrochen is, san ma schon bei Mitterdorf ans Land.“

„Und kommt erst jetzt?“

„A Plätten, mit Heu beladen, is in schlimme Ge-

fahr kommen. Dö Ruder hat's ihna weggerissen und im Weitsee 'naus verschlagen. Da hat all's sammahelfen müssen. A paar Stunden hat's braucht, bis ma dö Armen gerett' und dös Schiff hereinbracht haben.“

„Dös war brav von euch. A gut's Werk habt's tan. Wann's nur da Vater no erfahren hätt'.“ Im stillen aber dachte er, daß alles so habe kommen müssen. Ohne das Ausbleiben der Buben hätte ja den abergläubischen Kranken das Gewissen nicht bedrückt und er hätte seine Tat nicht gestanden. Freilich, besser wär's gewesen, es wäre nie geschehen, schloß er seufzend seine heimlichen Gedanken, denn nun stand ja das Andenken des Toten einer schwarzen Wetterwolke gleich zwischen ihm und Kordl.

Den Seestaller Balthes deckte längst die kühle Erde des Friedhofs, aber für den jungen Fischer gab es kein Vergessen.

Immer wieder drängte sich die furchtbare Stunde am Sterbebette des Vaters in seine Erinnerung. Der schwache Trost, den er anfangs in der Vorstellung gefunden, daß alles, was er gehört, vielleicht nur die wüste Phantasie eines fiebernden Hirnes gewesen, wollte nicht standhalten. Denn da er jetzt vorsichtig bei den älteren Leuten der Gegend umherzufragen begann, erfuhr er, worum er sich früher nie gekümmert.

Damals als der Glockenbauer den Tod gefunden, hatte man in der Tat um das Verhältnis seines Vaters mit dessen Braut gewußt und niemand hatte begreifen können, warum die Best ihrer alten Liebe untreu und das Weib des Fischmeisters Heib geworden war. Recht glücklich sei die Ehe nie gewesen, wußten die Leute noch, die Frau möge ihren Schritt wohl später selbst bereut und der Kummer, nachdem sie der Kordl das Leben geschenkt, sie frühzeitig unter die Erde gebracht haben.

Was der Vater erzählt, wiederholte sich nun auch bei ihm. Wie jener die Mutter, so mied er die Tochter. Denn wenn er sich zur Beruhigung seines Gewissens auch hundertmal sagte, daß er den verlangten Schwur nicht geleistet, so war es doch nur ein Zufall gewesen, der ihn daran gehindert, und er fühlte selbst, daß diese Neuzerlichkeit nebensächlich war und daß er innerlich doch an den letzten Wunsch des sterbenden Vaters gebunden blieb, wie schwere Schuld dieser auch begangen haben mochte.

So war der lachende Sommer wieder ins Land gekommen, und noch immer lag finstere Verzweiflung auf der Seele des jungen Fischers. Während Eva daheim als Hausfrau sorgte, war er mit den Brüdern fast den ganzen Tag beim Fischfang auf dem See, hielt sich in seiner verzweifeltsten Stimmung scheu von den andern Burschen zurück und betrat nur selten ein Wirtshaus.

Heute aber ging es nicht anders. Der Doppel- feiertag der Apostel Petrus und Paulus stand wieder vor der Tür, und dem uralten, vielleicht auf eine altgermanische Sitte zurückgehenden Volksbrauch konnte er sich nicht entziehen. An dem Apostelfischen be-

teiligte sich die ganze männliche und weibliche Bevölkerung der Uferdörfer, Bauern wie Fischer, und acht Tage zuvor mußten alle ledigen Burschen sich in Ghiening versammeln, um die jeweiligen zwei Binsenmänner zu wählen. Da diese beiden ganz mit Binsen vermummten Männer bei dem Feste eine wenig beneidenswerte Rolle spielten und ihnen von den übereifrigen Verfolgern schon oft übel mitgespielt war, so fand sich nie jemand, der sie freiwillig übernahm, und das Los mußte entscheiden.

Im schattigen, hart am See gelegenen Garten des Unterwirts, beim letzten Hause des in langer Terrasse sich den Uferhügel hinanziehenden Dorfes, wimmelte es von durstigen Gästen, denn auch die Alten waren gekommen, das bevorstehende Fest zu besprechen und der Auslosung zuzuschauen.

Klemens Seestaller, der bisher teilnahmslos vor seinem steinernen Bierkrug auf einer der langen Bänke unter den riesigen Kastanien gesessen, horchte plötzlich mit leidenschaftlich aufglühenden Augen nach rückwärts. Dort hatte an einem der rohen weißen Holztische auch der Fischmeister Herb sich niedergelassen, und eben war von seiner Tochter Kordl die Rede.

Heiß schwoll die Sehnsucht in des Burschen Brust herauf bei dem Namen, um gleich wieder heftigem Schmerz zu weichen, als er ihn in Verbindung mit einem andern hörte. Seit er selbst ihr auswich, mußten verschiedene die Gelegenheit benutzt haben, sich dem Mädchen zu nähern. Denn eben meinte der behäbige Dammhofbauer, mit der breiten Goldkette über seiner buntseidenen Weste spielend, zu ihrem Vater gegendet: „S taat mi net lang b'hinna, Fischmeister. Der Vogelrieber Hias is a rechter, mit dem fahrt bei Madl net schlecht. Auf wen willst denn no warten?“

„Wahr is' schon — der, den i mir einbild't hab', is jetzt, wo er hätt' kommen können, ausblieben, und i werd' darum amal mit da Kordl reden.“ Bei den Worten Herbs zuckte Klemens auf seinem Plaze zusammen. Er hatte gesehen, wie der Blick des Fischmeisters ihn streifte, — aber er konnte doch nicht sprechen, den Grund nicht nennen, der ihn zurückhielt, jetzt offen um das Mädchen zu werben. Zugleich aber erfüllte ihn der Gedanke an den Vogelrieber Hias mit leidenschaftlich-eifersüchtiger Wut.

Den rothaarigen, eiteln und frechen Burschen, der immer auf sein Geld pochte, als könne er die ganze Welt damit kaufen, hatte er nie leiden können. War es möglich, daß Kordl an dessen Großsprechereien Gefallen fand, daß sie es ihm ebenso machte, wie es die Best seinem Vater getan?

Unwillkürlich hallte sich seine Rechte unter dem Tische in drohendem Zorn, aber schnell mußte er sie wieder öffnen, denn eben hielt der die Tische entlang gehende Brachsenfischer von Stötttham ihm die irdene Schüssel mit den langen und kurzen Losen entgegen.

„Du bist da lest! Versuch dei Glück.“

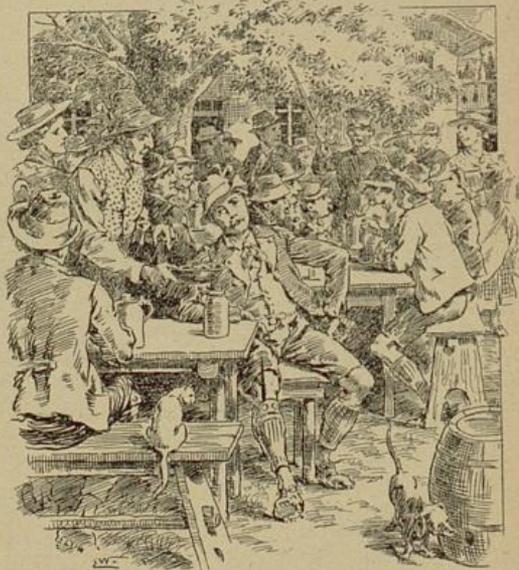
Gleichgültig griff er zu. Mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, war ihm in diesem Augenblicke alles eins, und ebenso teilnahmslos vernahm er einige

Minuten später das mit lauter Stimme verkündete Resultat, daß der Buchauer Ferdl und er die kürzesten Lose gezogen.

Gleichsam um die Binsenmänner im voraus mit ihrem unfreundlichen Schicksal zu versöhnen, war es Sitte, daß sie nach vollzogener Wahl auf Kosten der anderen Freibier erhielten, und sie mußten sich deshalb an einen besonderen Tisch setzen, an dem als einzige anwesende Autoritätsperson heute der Polizeidiener Raubmuckl Platz genommen hatte.

Der Vertreter der hohen Obrigkeit, ein verärgertes, dürrer Mensch mit scharfem vogelartigem Gesicht und kleinen, unruhigen Augen, der neben seinem Säbel als zweite Waffe einen knotigen Stock führte, mit dem er herumzufuchteln liebte, um seiner Rede Nachdruck zu geben, war heute noch schlechterer Laune als gewöhnlich. Mit neidischen Blicken sah er auf das Freibier, das man den beiden Binsenmännern immer wieder einschenkte, und während die Unterhaltung im Garten stets lauter und lustiger wurde, begann er mit knurrenden und brummenden Worten seiner wenig beachteten Persönlichkeit die nötige Geltung zu verschaffen.

„Dös sag' i euch, Leuteln,“ schrie er mit seiner scharfen Stimme und strich mit der Hand den Biersecham von den herabhängenden Enden seines starken strohgelben Schnauzbartes, „daß ihr mir heuer kan



Eben hielt der Brachsenfischer ihm die irdene Schüssel mit den langen und kurzen Losen entgegen.

gewalttätigen Unfug treibt und mit dö Binsenmänner glimpflich verfährt!“

„Stad seid's!“ spottete der Brachsenfischer von Stötttham, „dö Polizei will a Predigt halten.“

Die Umstehenden lachten und der Verböhtnte wandte sich grimmig um, indem er seine blaue Dienstmütze fester auf den Kopf drückte und den rotgefaßten Rock

strammzog. „Woll, woll,“ schrie er, mit dem Stoc auf den Tisch schlagend, „a Predigt soll ma euch halten, und wann's da Herr Pfarrer net tut, nacha gebührt's der hohen Obrigkeit, denn mir san kane afrikanischen Wilden, sondern königlich bayerische Untertanen.“

„Da geistli Herr hat aa nix einzuwenden gegen 's Apostelfischen,“ rief man ihm zu, „und du verstehst nix davon.“

„Dö hohe Obrigkeit duzt ma net,“ erboste sich der Polizist, „dös mirk dir, du Laak! Und was euer Fest betrifft, so is dös a Brauch vo dö alten Heiden, wo ma längst häit' verbieten sollen.“

„A guter christlicher Brauch ist's,“ ereiferte sich jetzt auch der Fischmeister, „und wann wir unsere hohen Schutzpatrone ehren, nacha geht's di an Dreck an.“

„A schöne Ehr,“ höhnte der immer wütender werdende Raubmücl. „Dö heiligen Apostel aus da Kirchen holen und ins Wasser einwerfen, — is dös a Art, wo si für an anständigen Christenmenschen ziemt?“

„'s Wasser und den Fischfang sollen f' uns segnen.“

„Dös tun f', wann f' mögen, aber net, wann ihr f' dazu zwingt. Wer kan bessern Respekt vor dö Heiligen hat, der hat aa toan vor der Obrigkeit.“

„Vor dir ham ma no nie kan g'habt,“ rief keck ein Bursche, der sich aber gleich darauf hinter seinem Nachbar versteckte.

Seid's nur no frech mit eure ungewaschenen Mäuler,“ fuhr der Polizeidiener giftig auf. „Dö Folgen werdet's schon sehen. I hab' strengen Befehl, auf Ordnung zu schauen, und kommt no amal a Unfug vor wie in dö letzten Jahr, — nacha wird eure ganze Apostelfischerei königlich und obrigkeitlich verboten. Dös sag i, und auf dös sollt's denken!“ Da seiner zornigen Rede nur allgemeines Gelächter antwortete, zog er es vor, entrüstet das Feld zu räumen, und die ausgelassene Stimmung der Versammelten legte sich erst, als gegen Abend der Pfarrer erschien, ein bejahrter würdiger Herr, der an den alten Volksbräuchen seine Freude hatte und ab und zu mit seinen Pfarrkindern gern bei einem kühlen Trunke sich unterhielt. Als man ihm aber die Reden des Polizeidieners berichtete, mahnte auch er ernst und wohlwollend, bei dem Feste ja alle Ausschreitungen zu unterlassen, es ehrbar und würdig zu feiern, denn „oben“ sei man, vieler vorgekommener Unordnungen wegen, den alten Bräuchen nicht mehr günstig gesinnt, und leicht könne einmal die ausgesprochene Drohung in Erfüllung gehen.

Ein prachtvoller Sommertag war am 29. Juni erwacht. Der Nebel, der in den Morgenstunden über dem Seebecken wie in einem Riesenkessel brodelte, verflüchtigte sich schnell unter den aufsteigenden Sonnenstrahlen; leuchtenden Edelsteinen gleich lagen die Inseln des Sees mit ihren weißschimmernden Klöstern in der blauen Flut, und bald war auch das letzte Wölkchen am lichten Horizont verschwunden.

So gut hatten es die Apostelfürsten mit ihren Schutzbefohlenen schon lange nicht gemeint, und alt und jung rüstete sich denn auch mit besonderer Freude zur Feier ihres Tages. So bunt wie die Gärten in frischem Blumenschmuck prangten, putzten die Burschen ihre grauen Joppen und grünen Hüte, die älteren Bauern ihre langen, dunklen Röcke und die Dirnen ihre silberverschmürten Wieder mit bunten Tüchern und Bändern.

Sobald die frohgelaunten Chieminger die Bewohner der Nachbardörfer empfangen hatten, zog man gemeinsam zur Frühmesse in der am höchsten Punkte des Dorfes gelegenen Kirche, und dann ging es zum Seeufer hinab, wo in langer Reihe die schweren Einbäume lagen, die man mit Laubwerk und frischen Feldblumen reich geziert hatte.

Erst als die Hunderte von Teilnehmern sich in die plumpen Fahrzeuge verteilt hatten, kamen die steile Dorfstraße herab die beiden Vinsenmänner, die in ihrem feltjamen, auch das Gesicht verhüllenden Gewande nur an Gang und Bewegungen zu kennen waren.

Mit den Holzfiguren der Apostel Peter und Paul bestiegen Klemens Seestaller, dessen Brüder und Schwesier sich auf einem der Einbäume befanden, und der Buchauer Ferdl das einzige noch freigebliebene leichter gebaute Boot, setzten sich an die Spitze, und unter Singen und Jauchzen stießen sämtliche Nachen vom Lande.

Der See lag spiegelglatt, kein Windstoß kräufelte die kristallene Fläche, während die Apostelfischer den Kurs quer über den Weitsee in der Richtung auf Frauenwörth nahmen.

Dort, wo die hochragende Kirche von Ising auf das Wasser niederblickte und weit jenseits über Marquartstein die weiße Schnappentapelle vom walddunklen Berghang herabarrückte, wo Hochplatte, Geigelstein, Kampenwand, Hochgern und Hochfelln die Wasserfläche in weitem Kranze abschlossen, ließ der Fischmeister durch ein Zeichen die Flotte halten, und nur die beiden Vinsenmänner ruderten davon, wieder dem Ufer bei Schützing zu, wo von der Höhe eine St. Leonhardskapelle mit weitem mauerumzogenem Rasenplatz hernieder sah.

Nachdem sie einen guten Vorsprung gewonnen, machten sie ebenfalls Halt, nahmen die beiden Heiligenfiguren und schleuderten sie in weitem Bogen in den See.

Hochauf spritzte das Wasser, in dem die buntbemalten Apostel für einen Augenblick verschwanden, dann aber, während hinter ihnen ein lautes Johlen und Toben begann und Hunderte schwerer Schaufeln in eifriger Verfolgung den See peitschten, griffen sie selbst von neuem zu den Rudern und suchten so rasch als möglich das Land zu gewinnen.

An ihre Verfolgung durften die Apostelfischer erst denken, nachdem sie die Figuren aufgefischt und geborgen, und gelang es den Vinsenmännern, inzwischen die hochgelegene Kapelle zu erreichen, so hatten sie gewonnen und den ganzen Tag freie Zechen und Kost beim Untermirt zu Chieming.

Aber nur in den seltensten Fällen gelang das, und auch heute schien ihnen das Glück nicht hold zu sein. Von allen Seiten flogen die Netze ins Wasser, und ehe die hintersten der Einbäume nur herantommen konnten, hatte der Reger Friedl von Schüzing die triefenden Apostel in seinem Fahrzeug geborgen und den Ruhm des Tages gewonnen.

Kaum hatte sich die Kunde verbreitet und war mit großem Freudenjubel begrüßt, so begann auch schon die wilde Hetze nach den Binjenmännern. Und ob-



Die beiden Höligenfiguren schweberten sie in weitem Bogen in den See.

wohl diese mit voller Kraft ihre biegsamen Ruder schwangen, daß die Muskeln ihrer Arme sich wie Stahlsehnen spannten, kamen ihnen die Verfolger immer näher.

Der Versuch, im Bogen weiter auf den See hin auszuweichen, mißlang; der lange und schmale Einbaum des rotharigen Vogelrieder Hias schnitt ihren den Weg ab, und sie mußten sich wieder in gerader Linie zum Ufer wenden.

„Das Land müssen ma no erreichen,“ flüsterte Klemens seinem Gefährten zu, „nacha teilen ma uns — du sprinzt vorn 'n Hügel auffi und i hinten durch 'n Wald. Leicht, daß ihna einer auskommt —“

Der Anblick des Hias spornte ihn zu besonderer Energie, denn er wurde den Gedanken nicht los, daß der ihm verhaßte Bursche ihn vor den Augen Kordls demütigen wollte. Aber das sollte ihm vergehen. Von jedem andern, nur nicht von dem Vogelrieder ließ er sich greifen.

Nest tauchte dicht vor ihnen das Ufer auf, aber von beiden Seiten drängten die Verfolger heran und suchten sie abzuschneiden, ja der Vogelrieder, der selbst die schwere Schaufel als Steuer führte, wollte sich zwischen sie und das Land schieben. Schon begann

man aus den nächsten Einbäumen mit mitgeführten Holzgefäßen Wasser über die Binjenmänner zu schütten, da packte Klemens die Rut und mit einem mächtigen Ruder Schlag trieb er seinen Kahn gerade auf den Einbaum des roten Hias.

Ein krachender Anprall erfolgte. Das schwere Fahrzeug krachte und knirschte in allen Fugen, das leichte aber barst splitternd auseinander, und den Augenblick der Verblüffung, die die Fajassen des Einbaumes ergriff, benutzend, sprang Seestaller in das leichte Wasser und gewann glücklich das Ufer, gefolgt von dem Buchauer Ferdl, der schnell das Manöver begriffen hatte.

Doch der letztere legte nur wenige Schritte zurück, dann flog ihm ein Knüttel zwischen die Füße und brachte ihn jäh zu Fall. Mit betäubendem Jubelgeschrei stürzte die Menge sich auf ihn, und obwohl er sich nach Kräften sträubte, gelang es ihm nicht mehr, sich loszumachen. Ein Haufe junger Burschen nahm ihn in die Mitte und führte ihn singend und tanzend im Triumph gegen Chieming davon.

Der Anblick des ungeliebten Polizeidieners, der sich am Ufer eingefunden hatte und mit gravitätischen Schritten unterhalb der Kapelle auf und ab patrouillierte, erbitterte die Menge. Dachte der Kerl hier zu spionieren und Kontrolle zu üben? Das ließ man sich nicht gefallen, und nun gerade wollte man's ihm zeigen, wie wenig man sich um die hohe Obrigkeit kümmerte. Um so wilder und wüster ward denn auch die Verfolgung des Seestaller Klemens aufgenommen, der inzwischen bereits den aus Birken und Tannen gemischten Wald auf der Rückseite des Kapellenhügels erreicht hatte, und von Stamm zu Stamm Deckung gegen die ihm nachfliegenden Geschoße suchend, wie ein gehetztes Wild der Höhe zusüchtete.

Schon sah er die Mauer des Rasenplatzes nahe, da kam ihm der schnellere Hias zuvor und stellte ihm ein Bein. Der junge Fischer strauchelte, aber er hielt sich aufrecht, und nun stieß er den Burschen mit voller Wacht nach rückwärts, so daß er gegen einen Baumstamm taumelte, hart mit dem Kopfe aufschlug und bewusstlos zu Boden fiel.

Was bisher, wenn auch urwüchsig derbes Spiel und Scherz gewesen, ward plötzlich Ernst. Die zahlreichen Freunde des reichen Hias glaubten, daß der Fischer ihm absichtlich die Verletzung zugefügt und fielen unter Wutgeschrei mit Steinwürfen, geschwungenen Knütteln und Rudern über den selbst Erschrockenen her.

Die Furcht, den Hias getötet zu haben, hatte einen Augenblick seinen Fuß gelähmt und ihn den Moment der Rettung verpassen lassen. Jetzt war es zu spät, denn im selben Augenblicke, da er sich über die Mauer schwingen wollte, sah er einen schweren Bootshaken über seinem Kopfe, der, wenn er niederfiel, ihm den Schädel zertrümmern mußte.

Aber etwas Unerwartetes geschah. Der Fischmeister, der eben den Polizeidiener mit wichtiger Amtsmiene den Hügel hinaufstelzen sah, warf sich in Angit um

die etwaigen Folgen und den Ausgang des Festes dazwischen, um das drohende Unglück noch zu verhüten. Das aber vermochte er nicht mehr. Nur einen anderen traf es.

Indem er den Bootshafen des unter dem Hause ungeschickbaren Angreifers ablenken wollte, wuchtete die schwere eisenbeschlagene Stange, gerade als Klemens jenseits der Mauer zu Boden sprang, dumpf schmetternd auf seinen eigenen Kopf nieder und ohnmächtig, blutüberströmt brach er zusammen.

Ein gellender Schreckensschrei zerriß die Luft. „Vater, mein armer Vater!“

Kordl, die in Besorgnis um das Schicksal des Geliebten, so schnell sie ihre Füße tragen konnten, den Verfolgern gefolgt war, hatte ihn ausgestoßen und stürzte sich wie unsinnig auf den leblos, mit totenblassem Gesicht daliegenden Körper des Fischmeisters.

Starres Entsetzen hielt alle Umstehenden in Bann. Nur der Polizeidiener, der mit ungelenten Fingern in seinem Buche kritzelte, fand hämische Worte. „Da hab's ös jetzt. Wie i's enk g'sagt hab', ihr Himmelsjakramenter. Anand totschlagen, wann's dö hohe Obrigkeit net erlaubt! Da können eure Schutzpatrone a Freud an euch haben. Aber all's wird nach Traunstein aufs Amt gemeldet. Und wann die hohen Herrn g'scheit sind, nacha is's euer letztes Apostelfischen g'wen.“

Niemand achtete auf sein Geschwätz, und der rasch wieder zu sich gekommene Vogelrieder Hias, der nur dem Seestaller den verhängnisvollen Schlag gegönnt, bemühte sich vor allen andern, seinen erhofften Schwiegervater wieder zum Leben zu bringen.

Während der Reger Friedl nach Chieming lief, den Doktor zu holen, ein anderer Fischer sich aufmachte, den schon am Rückweg befindlichen Pfarrer zurückzurufen, um wenn nötig dem Schwerverletzten die letzte Delung zu erteilen, gelang es den vereinten Bemühungen endlich, durch Einflößen von Schnaps und Wasser den bewußtlosen Fischmeister ins Leben zurückzurufen.

Ein krampfziges Zucken durchbebte den Körper, in tiefen Zügen zog die Brust die warme Sommerluft ein, und als die schluchzende Kordl mit einem nassen Tuche den blutigen Schweiß von seiner Stirne wischte, öffnete er vollends die Augen.

„Recht is mir geschehen,“ murmelte er mit vor Frost klappernden Zähnen. „A jede Schuld wird gebüßt. Und grad am selbigen Tag hat's sein müssen.“

Die Umstehenden sahen sich an. „Das Fieber ist's. I'r redet er. Weiß gar net, was geschehen.“

Der Polizeidiener mischte sich mit seiner heiser schrillenden Stimme ein. „Hier kann der Fischmeister net liegen bleiben. Schafft's ihn abi nach Schützing, ins nächste Haus, bis da Doktor und der geistliche Herr kommen san.“

Im Bewußtsein des geschehenen Unrechts fügte man sich zum erstenmal willig den Anordnungen der Obrigkeit und legte den Schwerverwundeten auf eine schnell aus Zweigen, Seilen und Rudern hergestellte Tragbahre.

Inzwischen hatte auch Klemens, trotz allem Vor-gefallenen von innigem Mitleid für Kordl ergriffen, sein schützendes Asyl verlassen und war über die Mauer zurückgesprungen.

Der Vogelrieder Hias wollte ihn beiseite drängen. „I begleit' di abi, nach Schützing, Fischmeister, — da Schattenmüller muß dir a Kammer und a Bett richten, i mach's schon.“

Aber der todwunde Herb hörte ihn nicht. Starr und steinern blieb sein Blick auf dem über ihn gebeugten Klemens haften. „Den net, — di brauch' i. Wann i davon muß, — mei ewig Seelenheil hängt dran, — daß i's wieder guat mach'.“ Von Schmerz überwältigt, bewegten sich die blutlos blassen Lippen eine Weile in stummem Zittern. „Gell, dösch schlagst ma net ab,“ kam es dann wieder stoßweise aus seinem Munde, „wann du wirkli mei Kordl gern hast —“



Der Bootshafen wuchtete auf seinen eigenen Kopf.

„I hab' i no allwei gern, mehr als die Welt,“ entrang es sich unwillkürlich Seestallers Lippen, während der rote Hias, die Zähne in ohnmächtiger Wut aufeinanderbeißend, zurücktrat und sich nicht weiter um den Transport des Verwundeten kümmerte. Bis sich derselbe vollzog, verlor der Fischmeister abermals die Besinnung, und alle ihn Begleitenden erkannten, daß seine Zeit gemessen war. An der Tür des Schattenmüllers, der bereitwillig sein Haus öffnete und als barmherziger Samariter mit Weib und Kind sogleich ein Krankenlager bereitete, blieben alle zurück und nur Klemens Seestaller, auf dessen Arm sich die schluchzende Kordl, die kaum noch ein Wort über die Lippen gebracht, stützte, betrat mit den Trägern der Bahre das Innere.

In dem Bette plötzlich wieder erwachend, sah der Fischmeister mit weit aufgerissenen, starren Augen umher, dann aber, als er Kordl und Klemens Hand in Hand an seiner Seite erblickte, wurde sein Blick weich und feucht. „So hab' i mir's denkt,“ flüsterte

er mit müder, nur den beiden verständlicher Stimme, „dös kinnt das Dazige sein, mei schwere Schuld zu büßen, mit der i dir den Vater und dir die Mutter unglückli g'macht hab'. Dei Vater, Klemens, freili hat si no schwerer an Gott und sein'm heiligen Geseß verjündigt wie i, — aber sie, dös Besi war schuldblos und Gott kann ka reinere Seel in der Schar seiner Engel haben.“

Zitternd, mit totenblassem Gesicht, stand der Seestaller Klemens da und stotterte kaum verständlich: „Fischmeister, ös wißt's, — was mei Vater tan hat?“

Kordl sah ihn betroffen an, aber ehe sie Worte finden konnte, fuhr der Sterbende fort: „Gell, — am Totenbett hat er dir's gestanden? Hab' mir's dentk. Und darum bist fortblieben. Hast vo der Kordl nir mehr wissen wollen, — weil du di Mutter in an falschen Verdacht g'habt hast.“

„In an falschen Verdacht?“ stieß Klemens verblüfft heraus. „Hat s' denn net di zum Mann g'nomma!“

„Aus Lieb' zu dein'm Vater.“

„Desßell verstehn i net.“

„Da Seestaller Balthes hat's aa net wissen können, daß i der oanzig g'wen bin, wo sei Schuld kennt hat. Sellmal, beim Apostelfischen, bin i im nächsten Schiff mit 'm Ottermüller g'wen. Alle haben auf dös heiligen Schutzpatron, wo im Wasser g'schwomma san, g'schaut, nur grad i hab' nach dem Glockenbauer überig'lugt, wo si gar so eifrig um's Auffischen bemüht hat.“

„Und da, — Fischmeister, da habi's ös g'gehn —“ die stammelnden Lippen des jungen Seestaller brachten das fürchterliche nicht heraus.

„Da hab' i's g'gehn, wie er den Glockenbauer übers Schiff außerg'stoßen und eahm nachher mit 'm Ruder zur ewigen Seligkeit verholfen hat.“

„Und habi's ka Wort davon g'reb't, — zu kan Menschen net?“

„Nur zu da Besi,“ entrang es sich schwer der stöhnenden Brust des Fischmeisters. „Zu ihr und unserm Herrgott. Da Beichtiger kennt scho lang mei Schuld. Aber der da droben hat lang g'wart't, bis er mi g'straft hat mit sein'm Zorn. Heut' ist's gesehehn. Grad beim Apostelfischen, wo meine Sünd' begonnen hat.“

In der Ahnung der Wahrheit lief es Klemens eiskalt über den Rücken. „Sünd' nennt Ihr Guer Schweigen?“

„Weil i zwoa Menschen damit unglückli gemacht hab' für ihr ganzes Leben. Um den Glockenbauern waar mir's net g'wen, und wann bei Vater sei unüberlegte Tat abbüßt hätt', nacha hätt' er no glückli sein können. I aber hab's in blinder Leidenschaft der Besi, wo mi früher scho abg'wießen hat, freigestellt: Jeta heiratst mi oder i bring' dein' Schatz ins Zuchthaus.“

„Vata — um Gottes willen,“ schrie Kordl auf, „so schlecht hast sein können!“

„Dös Lieb' macht 'n Menschen schlecht oder gut, — grad wie da Himmi oder da Böse unfer Leben lenkt. Sellmal is da Schwarze mächtig g'wen in mir,

und aus Lieb' um dein Vater is dös Besi mei Weib worden.“

„Jefas Maria!“ rief der junge Fischer außer sich. „So hat s' mei Vata verkennt! Gott verzeih' eahm dös Sünd'.“

„Wie mir,“ stieß mühsam der Fischmeister hervor. „Aber i moan, er wird gnädi sein mit mir, denn auf Erden schon hat er mi gnua g'straft. Dös Besi hat ja allwei nur am Balthes dentk und treublieb'n is's eahm ihr ganzes Leben. Und wann s' ebbas lieb g'habt hat vo mir, — nacha bist nur du's g'wen, Kordl.“

Das Mädchen vermochte vor Schluchzen kein Wort zu sprechen, und auch Klemens Seestaller rannen die Tränen über das wettergebräunte Gesicht. „Dei arm's Mutterl,“ flüsterte er, „so hat's mei Vater verkennt, und bald wär' i grad' so schuldi word'n wie er.“

„An mir hast zweifelt?“ kam es mit bangem Seufzer von ihren Lippen. „Do net wegen 'm Vogelrieber Hias? Den hab' i nia net leiden können, — und lieber waar i zu Nunnwörth ins Kloster ganga.“

„I hab' aa net zweifelt, — no net. Aba schau, mei Vater hat wollen, daß i schwör' —“

Der sterbende Fischmeister, der mit letzter Kraft augstvoll zu horchen schien, begriff. „Daß d' net dös Tochter von ein'm nimmst, — an den eahm dös Besi verraten hat, gell?“

„So is's g'wen. I hab' den Schwur nimmer tan, — aber wann's aa g'schehn waar, — jeta hätt' er eh ka Gültigkeit mehr.“

„G'wiß net. Denn dös Kordl is dös Kind von oaner, wo si g'opfert hat, um ihren Liebsten zu retten und mi scho im Leben zu strafen.“

„Da Himmi, wo mein' Vatern zu vergeben hat, wird aa dir verzeihn,“ suchte Klemens aufrichtigen Herzens zu trösten.

„Wann ihr alles Gesehene süht durch eure Lieb'.“ Die Stimme des Fischmeisters ermattete. „Dös heiligen Apostel wollen alles wieda gut machen. Dös is ma g'nua. Da Doktor und da geistli Herr kommen eh z' spat, — und i brauch's aa nimma. — Was ös jekt erfahren habi's, betracht's wie a Beichtg'heimnis. Dös irdische Schuld is scho lang verjährt, und der da droben hat jekt aa sei Rechnung g'macht.“

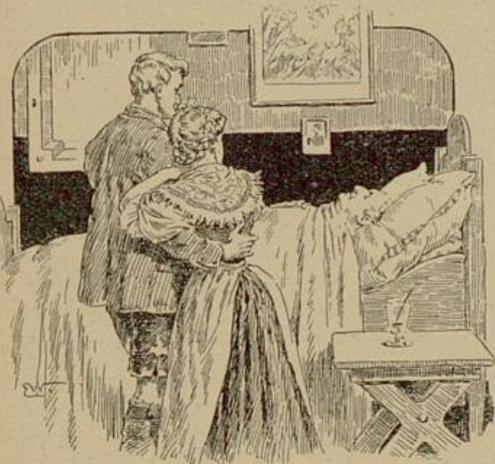
Mit beiden Händen umklammerte er das Kreuz von schwarzem Ebenholz, das ihm des Schattensmüllers Tochter in die Hand gedrückt. „Geheiligt werde dein Name!“

„Er ist ein gnädiger und barmherziger Gott und wird dich nicht von uns nehmen,“ stammelte Kordl mit krampfhaftem Schluchzen.

Der Fischmeister bewegte mühsam das auch unter dem Verbaude noch blutende Haupt. „Jekt gehn i gern, — und mi brauch't's net zu eurem Glück. Bin i hinüber, nacha is da letzte Schatten aus der Vergangenheit hin — und ent, meine Kinder, bleibt nir — als lichter Himmi — und Sonn' und Segen —“

Es war, als wollten seine Hände sich ausstrecken über die Scheitel der Liebenden, aber sie sanken plöz-

lich wie erstarrt zurück, wie seliger Friede erfüllter Verheißung breitete es sich über sein faltiges Gesicht und ein letzter schwerer Krampf durchzuckte den Körper des Sterbenden. Dann streckten die Glieder sich aus und starre Ruhe breitete sich über das fahle Gesicht. —



Kordl barg das tränenüberströmte Gesicht an seiner Brust.

„Er ist seliger gestorben als mein armer Vater,“ flüsterte Klemens bewegt.

Kordl barg das tränenüberströmte Gesicht an seiner Brust, ihre Hand drückte innig die seine. „Und seliger als sie alle, die vor uns dahingehen mußten in Sünde, Schuld und Leiden, werden wir zwei sein.“

Neue Flecklehorner Geschichten.

Von Hermine C. Schühnger.

Der Zundmuck.

Vor etwa hundert Jahren ging es bei den Flecklehorner Kapuzinern zur Zeit der Weinernte hoch her. Da fuhr eines Morgens ein Laienbruder mit 23 leeren Fässern vor die 23 Torkeln der Herrschaft Flecklehorn. Nun wird der geschäzte Leser nicht recht wissen, was er mit dem Worte Torkel anfangen soll. So hießen nämlich die alten Weinpresse, wie sie heutzutage noch in wenigen Stücken am Bodensee erhalten sind. Es sind ungefüge, klozige Gestelle, die den Raum einer ganzen Scheune in Anspruch nehmen, jedoch ausgezeichnete Dienste tun und von mehreren Bauern zusammen gebaut und benutzt wurden. Je nachdem einer freigebig oder geizig war, konnte der Laienbruder das Faß ganz oder halb gefüllt wieder abholen. —

Nun geschah es einmal, daß ein guter Herbst über die Seegegend kam. Von früh bis abends waren die Flecklehorner in ihren Nebbergen draußen oder an den Torkeln, und der trübgoldene Saft rann durch die hölzernen Rinnen in die weitbauchigen Fässer, daß es nur so eine Lust war.

Der damalige Prior Hortulan gab acht, daß die Fässer richtig verteilt wurden; die kleineren an die

Bächter und ärmeren Leute, die großen an die reichen Bauern, wozu auch der Jodok Geizkoffler zählte.

Während der Weinernte blieben die Fenster des Klosterleins weit offen, vielleicht um die letzte blaßgelbe Sonne einzufangen, vielleicht aber auch, weil Gebet und Gesang der Brüder gar so erbaulich zu den Arbeitenden herüberdrangen und sie dadurch leise an das Fäßlein gemahnt wurden.

Der Geizkoffler besaß bei weitem den größten Weinberg mit der günstigsten Lage, nämlich am Hang hinauf mitten in der breiten Südsonne. Er hatte die Mühe nicht gescheut, neue gute Traubensorten einzuführen, und so konnte er für sein Gewächs schon etwas verlangen. In diesen Tagen dünkte er sich auch besonders wichtig, drehte den Torkelbaum, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang, und trieb Knechte und Mägde, die sich hinter den Nebstöcken mit allerlei Kurzweil vergnügten, fortwährend zur Arbeit an.

Das Faß der Kapuziner war ihm stets ein Dorn im Auge. Die ersten Tage stellte er es in einen finsternen Winkel, nur um es nicht sehen zu müssen. Wenn er dann von weitem den Pater Cyrillus auf den Torkelschopf zukommen sah, goß er rasch ein paar Liter minderen Weines auf die halb ausgepreßten Treber und ließ diese Flüssigkeit in das Klosterfäßlein rinnen. Oft tat ihm selbst das noch hinterher leid, und er schöpste wieder heimlich daraus zum Vespertrank für die Diensteute. So wurde das Faß nie voll, und weil er immer wieder Wasser und allerlei Restzeug darauffschüttete, ein ganz unverdauliches Gepantsch.

Eines Tages guckte wieder, während er sich unbeobachtet glaubte, das feiste, lächelnde Gesicht des Paters zur Türe herein.

„Darf ich ein wenig bei Euch verweilen?“ fragte er freundlich und nahm ohne weiteres auf einem Holzblock Platz.

„Guter Geizkoffler!“ Dabei seufzte er laut. „Ihr tut mir in die Seele hinein leid.“

Der Bauer, der, um seine Verlegenheit zu verbergen, die Torkelklöße sorgsam auseinanderlegte, fuhr wild herum.

„Ja? Warum?“

Flüsternd beugte sich der Pater vor: „Habt Ihr schon etwas vom Zundmuck gehört?“

Es war das ein schreckhaftes Gespenst, ein Abgesandter der Hölle, der auf einem kohlschwarzen Pferd des Nachts durch die Klostergänge polsterte und für die Bauern einen steten Gegenstand des Schreckens bildete. Deshalb hielt der Jodok mitten in seiner wichtigen Beschäftigung inne. Seine grauen Vorstehhaare sträubten sich wie die eines bissigen Kötters, und das verkorrte Gesicht, das flach in die Breite gegangen war und ein knallrotes Henkelohr auf jeder Seite trug, zog sich zusammen wie ein Lederapfel nach Neujahr.

„Ja,“ fuhr der Bruder fort, „er sucht jetzt gerade unser Kloster häufiger denn je heim. Das macht die Weinernte. Weil er drunten im Fegfeuer schier ver-

schmachten muß, drum hat er eine lange, glühende Zunge zum Maul heraushängen. Damit fährt er in die vollen Fässer. Im Nu entsteht ein Qualm und ein Höllengebrodel. Was jedoch ein guter, echter Wein ist, der besteht die Probe und ist am andern Morgen so klar und hell, als hätte ihn nie eines Zundmucks Zunge gekostet. Ist aber das Gegenteil der Fall, dann zischt der Wein auf und verflüchtigt sich. Das Faß bleibt leer und verbreitet obendrein noch einen pestilenzialischen Schwefelgeruch.

Das Schlimmste ist nun, daß der Zundmuck nichts Eiligeres zu tun hat, als auf dem kürzesten Weg höllabwärts zu fahren und es dem Beelzebub zu berichten. Der erneunt dann den Fälscher schon im voraus zu seinem Hoflieferanten. Wie gesagt — Ihr tut mir aufrichtig Leid.“

Sprach's, pustete sich sorgfältig ein paar Stäubchen Sägmehl von der Rutte und verschwand, während der bestürzte Zodot mit weit aufgerissenen Augen in das dunkle Loch des Klosterfasses stierte.

In den nächsten Wochen hatten die Brüder des Klosterleins genug zu tun, um all die vollen Fässer im Kellergewölbe zu verstanen. Zuletzt kam der Geizkoffler selbst angefahren. Seit Vater Cyrillus auf seinem Holzblock gefessen hatte, war er beständig mit sich im Streit gelegen. Einmal bangte er um sein Seelenheil, ein andermal um seinen guten Wein. Wenn er das verhängnisvolle Faß unter die Torkel stellte, aus welchem nun der echte, unverfälschte Saft floß, dann war es ihm, als zapfte ein kleiner schwarzer Teufel sein eigenes Blut ab, um es in die verhaßten Mägen der Mönche zu leiten. Als nur noch zehn Liter fehlten, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, sondern lief, was er laufen konnte und goß einen Kübel Brunnenwasser darauf.

„So ein feiner Kenner wird der Zundmuck nicht sein,“ dachte er pffiffig, aber es war ihm schon ein wenig schwül zumute. Vater Cyrillus kam auch gar so eifrig gelaufen und half abladen, wobei er den Zodot bedeutungslos von der Seite ansah.

In der Nacht geisterte der Zundmuck wie noch nie vordem im Flecklehorner Kapuzinerkloster. Der Geizkoffler hatte sich heimlich hinaufgeschlichen und horchte an der Mauer. Das pffiff und heulte erbärmlich durch die Gänge, riß die Türen auf und zu, huschte im Kerzenlicht am Fenster vorüber und dröhnte und pumpte im Keller. Einmal glaubte der Lauscher sogar ein Lachen zu hören, aber merkwürdigerweise hatte es gar nichts Gräßliches an sich, sondern gleich jenem leisen, vorsichtigen des Vaters Cyrillus. Als aber dann ein Geklapper näher drang, was sicher das Hufgetrampel des Höllentieres war, rannte der geängstigte Bauer quersfelbein, bis er in dem Abzugsgraben einer Sumpfwiese steckenblieb.

Am andern Morgen war alles still im Kloster, so still, daß man beinahe hätte glauben können, die frommen Brüder wären um die Frühmesse herumgeschlafen. Aus dem Hof flog ein Schwarm blaßgrauer Tauben auf und setzte sich neben den Dachreiter, unter welchem sogar das sonst so lebhaft

Bimmelglöckchen verstummt war. Es schien wirklich höchst unheimlich.

Schließlich stand denn auch ganz Flecklehorn murrend und mit geblähten, unheilwitternden Nasenflügeln vor der Klosterpforte, hinter der sonst immer der schwachsinnige Frater Basilius geschlummert hatte. Da erhoben sich zwei beherzte Männer, nämlich der Bäcker Prellochs und der Schneider Haubendobler. Sie wollten in das Kloster klettern und nachsehen. Es war ja ganz klar, daß irgendein Unglück passiert sein mußte. So fing denn der Schneider an zu klettern, wobei er seine langen Gliedmaßen wie ein Webknecht bewegte. Endlich war er oben und hielt sich triumphierend an dem Krummstab irgendeines verwitterten Heiligen. Dann sprang er mit einem Heuschreckhüpfer hinunter.

Prellochs fiel halbwegs schon wieder wie ein schwerer Mehlsack zurück, und wenn ihn seine ebenbürtige Gattin nicht aufgefangen hätte, wer weiß, was passiert wäre. Drüben stand aber der zitternde Schneider und traute sich weder vorwärts noch rückwärts. Es half ihm aber nichts. Er mußte den sauren Gang wagen, aber bald darnach kam er käseweiß zurückgelaufen.

„Um Gottes willen! Die Brüder liegen wie die toten Mücken in ihren Zellen. Der Zundmuck ist dagewesen und hat die Faßprobe gemacht. Dabei ist er an den gefälschten Wein des Geizkoffler geraten, und das hat auf einmal einen Knall getan und der Pech- und Schwefeldunst hat alle Klosterinsassen betäubt. Kaum, daß es der würdige Vater Cyrillus noch herausbringen konnte, denn auch ihm war es sterbensübel zumute.“

War das ein Jammern unter den Flecklehornern und ihren Weibern! Zwei Jungfrauen, die Marie Gagg und die Hoggelmanns Luif, waren nur mit Mühe davon abzuhalten, daß sie den Klosterfrieden gebrochen hätten, um die Brüder zu pflegen. Aber die Mönche ließen sagen, sie wollten schon versuchen, sich mit Gottes Hilfe allein zu kurieren. Das einzige, um was sie gebeten hätten, wäre ein Fäßlein saurer Heringe, sündemalen diese Fische sich vortrefflich zur Bereitung heilender Tränklein eigneten.

Erst gegen Abend tat sich die Klosterpforte auf, und die Brüder wankten bleich und hohlwangig wie Märtyrer aus ihren Klausen. Sie waren zu einem Bittgang zum heiligen Gebhard gerüstet, dem zu Ehren sechs Wegstunden entfernt auf einem Felsen eine Kapelle errichtet worden war. Als einziger Laie sollte der Geizkoffler mitgehen, den man sogleich zitternd aus seinem Torkelhaus holte. Bevor sich jedoch der Zug in Bewegung setzte, wurde dem Volk noch das leere Höllensaß gezeigt. Auch nicht ein Tröpflein hing mehr darinnen.

Die Flecklehorner betasteten es mit Grausen von allen Seiten. Da war aber einer unter ihnen, an dem schon immer etwas anrüchig Zweiflerisches gehaftet hat und dessen Worten ein guter christlicher Mensch nicht den geringsten Glauben beilegen durfte. Dieser Bauer nun murmelte vor sich hin,

aber so, daß es die anderen leicht hören konnten, der Wein hätte gerade so gut verfoffen als durch Teufels-
spuk verdampft sein können — ja, er persönlich neigte sogar zu der ersteren Ansicht, da sie dem menschlichen Verstand entschieden näher steht. Aber da kam er schon an!

Raum waren die Kapuziner, vor deren Ohren man natürlich diese Lästerung vertuscht hatte, zum Thor hinaus, als ganz Fledlehorn sich in eine blühende Entrüstung warf, die Arme in die Hüften stemmte und den Antichrist in die unterste Hölle verdonnerte.

Am anderen Tag kam es wieder funkelnd vom See herüber. Da blühten die Kreuze und baumelten die Fahnenquaste, und die Brüderschar sang so hell und frohlockend, daß die ganze Gemeinde den Willfahrern entgegenging und mit in den lauten Jubel einstimmte. Der heilige Gebhard hatte denn auch wirklich dem Geizkoffler Absolution erteilt und den Zundmuck auf immer aus der Gegend verbannt.

Das Bombardement.

Der geneigte Leser wird schon herausgefunden haben, daß meine gute Stadt Fledlehorn am Bodensee liegt. Da erging es ihr denn ums Jahr 1800 auch nicht besser als so vielen anderen deutschen Städten: sie wurde von den Franzosen bombardiert. Und das kam so.

Am 9 Mai selbigen Jahres ging der oben genannte Bäckermeister Brelloch am Hafendamm auf und ab und äugte unruhig auf den spiegelglatten See hinaus, über dem noch die Morgennebel brauten. „s ischt net geheuer!“ murmelte er und schüttelte den Kopf. Da schnellte ein Karpfen auf. Das Wasser malte silberne Ringe um den Silberschwanz. Unser Held aber wurde bleich, rannte ein Stückchen und ging wieder zurück, nachdem er den unschuldigen Fisch nicht eben freundlich tituliert hatte. Kurz hernach sah er auf dem gegenüberliegenden Molo eine lange Gestalt heruntersetzen. Kein Zweifel, das war der Schneider Haubendobler, der ihm im vergangenen Herbst bei der Zundmuckgeschichte den Rang abgelaufen hatte. Seitdem schürte er beständig ein kleines Wutfeuerchen gegen ihn.

„Geh'n't nur heim! 's isch nix do!“ rief er hinüber. „s kann aber no komme,“ kam es gelassen zurück.

Ich muß ein paar geschichtliche Tatsachen vorausschicken. In Jahre 1799 bekam der österreichische Oberst Williams den Auftrag, eine Flottille von Kanonenbooten zu errichten, die unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Karl auf dem Bodensee operieren sollte. Bis zum Mai 1800 waren die Oesterreicher ziemlich vom Kriegsglück begünstigt und hatten sogar die Franzosen über Konstanz und Staad in die Schweiz zurücktreiben können, aber nach dem unglücklichen Gefecht bei Eugen und Mefkirch mußte der Oberst abtaten. Jetzt glaubten die Franzosen Herrscher des Sees zu sein, und nirgends war man vor ihrem unliebsamen Besuch sicher.

Wer an dem Maientag aber den dicksten und den dünnsten Bürger Fledlehorn's auf dem Hafendamm

auf und ab gehen sah, der hatte erst recht keine Ahnung von dem Gesinnungsunterschied der beiden.

Der Schneider war früher einmal in Paris gewesen und schwärmte heute noch für alles, was von drüben kam, in Schnitt und Mode und Manieren, weshalb er denn immer ein paar französische Schnörkel in seine Rede flocht, eine Perücke trug und aus einer silbernen Dose schnupfte. Es war ihm nicht zu verübeln, wenn er sich insgeheim darauf freute, mit Bertrettern dieses eleganten, siegreichen Volkes seine Gefühle austauschen zu können.

Der Bäckermeister dagegen stand den Eindringlingen mit der knurrenden Bissigkeit eines Köters gegenüber und verfolgte ihr Manövrieren auf dem See mit großer Spannung. Sein höchster Wunsch wäre gewesen, sie samt und sonders in den Bodensee hineinzubombardieren.

Da schlug es zwölf Uhr, ohne daß sich etwas Bedächtiges gezeigt hätte. Bei Haubendoblers gab es Dampfknudeln in Vanillesauce und bei Brellochens saures Schweinernes mit Knöpfle, was beide Familienväter bewog, sich langsam, aber immer noch spähend zurückzuziehen.

Raum waren sie verschwunden, als in der blühell lachenden Maiesonne, die schmeichelnd über die grünen Rorschacher Hänge strich, sich vom Ufer drüben zuerst ein Bünktchen ablöste, dann noch eins und so fort, bis man ihrer sechs zählen konnte und die Hafenswache von ihrer französischen Tücke und Boshaftigkeit überzeugt schien.

Der Schneider hatte bereits sechs röschz, vanillegetränkte „Knudelschärle“ hinter sich, während der Bäcker, der langsam und mit Genuß zu essen pflegte, erst beim dritten „Knöpfle“ war, vom Sauerbraten nicht zu reden.

Trotzdem fausten sie beide noch kauend und schmähend hinaus und hatten die Genugthuung, die ersten am Plage zu sein. Haubendobler fing denn auch gleich an zu reden, schlug vor, daß sich die Behörden im Amtsröck und die Geistlichkeit im Ornat an den Damm begeben sollten, um die Gäste feierlich zu empfangen, denn, meinte er, besser ist's, man stellt sich von vornherein gut mit den gesüchteten Feinden. Als der Vorschlag angenommen wurde, rannte Brelloch wütend durch das Stadttor auf ein Wäldchen zu, wo er bei einem Abendgang zwei kaiserliche Dragoner, wahrscheinlich Wachtposten, hatte stehen sehen. Während ganz Fledlehorn sich in seinen größten Staat warf und man aus allen Fenstern Ruße, wie „Heideguguck aber au! Wo sind denn meine Schnalleshuh!“ oder: „Babett, g'schwind, mach mer 's Leible zu!“ vernehmen konnte, schlüpfen drei Patrioten in das Bäckerhaus auf den Dachboden, wo sie hinter einem runden Guckloch alle Ereignisse verfolgen konnten.

Es war merkwürdig, wie rasch an dem Tag die Fledlehorn'er in ihre Sonntagskittel schlüpfen konnten. Sie präsentierten sich schließlich recht appetitlich am Hafensplatz.

Die Schiffe waren unterdessen bis auf Hörweite nähergekommen. Nun sah man, daß auf dem vor-

dersten ein Mann das Sprachrohr an den Mund setzte und auf französisch fragte: „Sind keine Desterreicher da?“

Unser Schneider zitterte vor Freude am ganzen Leib, als er das erste Französisch hörte, und seine kaffeebraunen Rockschöße baumelten wie die Zipfel an einer Schellentappe. Er übersetzte es jedem, der es hören wollte, und der Rat übertrug ihm die ehrenvolle Aufgabe, die Antwort zurückzurufen, was er in seiner Aufregung folgendermaßen tat: „No, M'fiors! 's giebt denn welleweg koine!“

Beiläufig gesagt, lebt dies scherzhafte Sprüchlein heutzutage noch unter den Flecklehornern. Die Feinde mußten es aber trotzdem verstanden haben, denn sie kamen zögernd näher, und als sie die geputzten Städter sahen, hellten sich ihre Gesichter auf. Sogleich wurden die sechs Kanonenboote vor Anker gelegt, wobei die Jugend große Augen machte und jeden Befehl gierig aufschnappte.

Beim Schiffswirt aber war rasch ein Mahl gerichtet worden. Der Prior hatte sogar das Geizkofflerische Faß bringen lassen. Nun ging es an ein Parlieren! Die französischen Offiziere waren schneidige Leut'. Poß Wetter! Was die mit den Augen blitzen und die Zähne fletschen konnten! Der dicken, blonden Gagg's Marie wurde es ganz heiß beim Servieren.

Am lebhaftesten aber war Meister Haubendobler. Der gestikulirte, stolzierte in seinem Deutsch-Französisch herum und legte den Gästen die saftigsten Bissen vor. Manchmal schaute er nach Prellochen um, ob der ihn wohl in seinem Triumph sehen würde, aber der Bäckermeister war nirgends zu finden. „Die plumpe Seele sitzt gewiß über ihrem Sauerbraten daheim,“ dachte er. Wir wissen, daß dieses böshafte Argument falsch war.

Das Klosterfaß klang schon bedenklich hohl, dafür die Stimmen der Gesellschaft um so lauter. Alles redete ineinander hinein, ob's einer verstand oder nicht. Die Gagg's Marie war schon gar nicht mehr von einem Tisch Franzosen wegzubringen. Es mußte Pater Cyrillus aufstehen und sein Beichtkind aus der lästerlichen Gesellschaft nehmen, deren Reden sie zum Glück nicht verstand.

Da — ein Ruf: Die Kaiserlichen kommen! Woher weiß niemand recht, aber der Blitzstrahl hat seine Wirkung nicht verfehlt. Vom Seeweg sieht man es auch wirklich heraufkommen: 250 wohlbewaffnete Desterreicher, voran unser tapferer Bäckermeister.

Im Nu ist das heitere Bild in ein wirres Durcheinander verwandelt. Die Franzosen flüchten wild auf ihre Schiffe, springen über Bänke und Tische, grapsen, was sie erwischen können. Ein dicker brauner Hauptmann will sogar mit einem silbernen Klosterhumpen davonrennen, wird aber von dem aufmerksamen Pater Cyrillus daran gehindert.

Und nun beginnt jenes denkwürdige Bombardement auf die Stadt, die sich den Franzosen zulieb in den Sonntagsstaat gezwängt, ihre besten Ochsen und Hühner geopfert hat, von den zarten Gemüsen und den eingemachten Früchten der Flecklehornern ganz

zu schweigen. Eine Schande und eine Gemeinheit war's! Schneider Haubendobler rannte unter den ersten Schüssen heim, schloß sich sorgfältig in sein Haus ein, und ich glaube auch, daß er heimlich ein paar Tränen über die französische Unart vergossen hat.

Draußen aber schaltete der Bäcker Prellochs. Er war es ja, der inzwischen die Dragoner nach Lindau geschickt hatte, um Entfaß zu holen, der ihnen entgegengegangen, aber dann zu seinem Leidwesen zu früh entdeckt worden war. Nun wies er ihnen die besten Plätze an und stand den erschreckten Einwohnern mit gutem Rat zur Seite.

Aber der lachende Maitag hatte plötzlich andere Saiten aufgezogen. Aus der Schweiz kam der gefürchtete Föhnwind geblasen, der unter den feindlichen Schiffen ein höllisches Gaukeln anrichtete und die Verdauung des Flecklehorner Freimahles nicht eben förderte. Es kann auch sein, daß der Klosterwein in den Händen der Kanoniere zitterte, denn die feindlichen Kugeln bereiteten den Städtlern, nachdem der erste Schrecken überwunden war, viel Vergnügen. Entweder sie flogen gleich übermütigen Vögeln zum Wetterhahn auf das Kirchturmdach, oder sie flühten durch die hochgehenden Wellenkämme und verjanten lautlos im Sand, oder — und das war das Lustigste an der Sache — kollerten wie große Schusser die Flecklehorner Straßen herauf. Dort harter ihrer der tapfere Bäckermeister mit seinen sieben Sprößlingen, welche die Kugeln wieder einsingen und den Desterreichern gaben, also, daß die Franzosen ihre eigenen Geschosse zurückerhielten.

Gegen Abend, als es immer toller aus der Schweiz gepuffen kam, lichtete die schwer beschädigte Flottille die Anker.

Prellochs konnte nicht umbin, noch spät in der Nacht nach der feuchten Siegesfeier beim Schiffswirt den Fensterladen des Schneiders aufzureißen und hineinzuschreien: „No, M'fiors! 's giebt denn welleweg koine meh!“

Mister Beakers Vogelzug.

Von Gustav Valenti.



in Jahr war ver-
gangen, seitdem Mr.
Beaker, das hoff-
nungsvollste Mit-
glied unseres Klubs

„Die Sturmschweber“, aus
unserer Mitte gerissen wor-
den war. Es war nicht
der unerbittliche Tod, der
ihn uns entriß, sondern ein
noch unerbittlicheres Wesen.
Dieses Wesen hieß Elvira

Dearly und war die Tochter des größten kalifornischen Taubenzüchters. Mit allen Künsten einer erfahrenen Vogelstellerin hatte es Miß Elvira zuwege gebracht, den kühnen Flieger Beaker in ihre Netze zu locken. Nun zappelte er vermutlich in dem engen

Räsig der Ehe und stieß sich, wenn auch nicht buchstäblich, seinen genialen Kopf an den Gitterstäben wund. Hauptächlich war es dieser Kopf, den unser Klub schmerzlich vermißte. Denn ihm pflügten die großzügigsten Ideen zu entspringen, die anregend und befruchtend auf uns alle wirkten. Davon muß ich die Idee Beaters besonders hervorheben, die darauf gerichtet war, den unverkünstelten Vogelflug nachzuahmen, das heißt ohne den unverlässlichen Mechanismus eines Flugapparates und nur mit Hilfe zweier nach der Natur gearbeiteter Flügel zu fliegen. Der arme Kerl! Der Vogelflug war sein Ideal gewesen, und nun ging es ihm wahrscheinlich nicht besser als einem Stubenvogel, der von seiner Herrin treulich gefüttert und gepflegt wird, dessen Flugraum jedoch durch den Käfig begrenzt ist.

Wir vom Sturmjägerklub fingen an, den Verlust Beaters zu verschmerzen. Besonders ich hatte nicht viel Zeit, an ihn zu denken, weil ich die Absicht hatte, mit einem Eindecker an einer mit reichen Geldpreisen ausgestatteten Fliegerkonkurrenz teilzunehmen, und deshalb stark mit Probe-Flügen und Verbesserungen meines Apparates beschäftigt war. Es war mir jedoch nicht vergönnt, an der Konkurrenz auch wirklich teilzunehmen. Wie ich daran verhindert wurde, das sei hier erzählt und zwar nach der Reihenfolge, in der ich die Dinge in meinem Gedächtnis behalten habe.

Meine Erinnerung reicht zurück bis zu einem Klubabend, an dem wir ziemlich vollzählig im Gesellschaftszimmer unseres Klubheims in Newyork beisammen saßen. Wir erörterten im gemütlichen Plauderton allerhand Sachangelegenheiten. Da es draußen bereits empfindlich herbstete, ließen wir die Türe unseres im ersten Stock gelegenen Gesellschaftszimmers, die auf eine Veranda hinausführte, schließen und ein angenehmes Feuerchen im Kamin machen. Durch die Wärme belebt, kam unsere Unterhaltung in hohen Schwung. Mitten im kühnsten Hochflug wurden unsere Geister gestört.

Die Störung kam von der Veranda her und bestand in einem Geräusch, das in uns die Vorstellung eines gewaltigen Flatterns und dröhnenden Flügel-schlages erweckte. Wir erhoben uns, öffneten die Türe und lugten neugierig auf die Veranda hinaus. Der Anblick, der sich uns bot, brachte uns beinahe aus der Fassung. Unsere Augen fühlten sich ver-

sucht, sich in Schraubenwindungen aus ihren Höhlen zu drehen, um sich alle in einen Gegenstand zu bohren. Dieser Gegenstand war aber auch darnach.

Vor uns, auf der Brüstung der Veranda, hockte nämlich ein Mensch, aus dessen heftig arbeitender Brust heißer Atem pfliff und dessen Stirne von dampfendem Schweiß troff.

Ein Mensch in hockender Stellung fordert selten unsere Hochachtung heraus. Der da erfüllte uns jedoch mit ehrfürchtigem Schauer. Denn auf seinen Schultern ruhte ein kolossales Flügelpaar, oder besser gesagt, er hing an diesem Flügelpaar. Wir erkannten deutlich, daß es formgerechte Schwingen aus grauen Taubensehern waren. Ihr Träger war kein anderer als unser ehemaliger Klubgenosse Beater.

Mister Warter, unser Klubältester, trat einen Schritt vor und sagte: „Mister Beater, verlorener Sohn unseres Klubs, sind das die Flügel der Seh-

sucht, auf denen Sie in unser Klubheim zurückkehren?“

Beater machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, stöhnte tief und fragte: „Haben die Herren in ihrem Klubheim ein Zimmer für mich frei?“

„Natürlich,“ antwortete Warter, „kommen Sie nur herunter von Ihrem Vogelsitz.“

Beater sprang von der Brüstung der Veranda herunter und schnallte sich die Flügel von den Schultern. Dann

lehnte er sich an einen Pfeiler, um von seinen Schuhsohlen ein Paar aus Horn gearbeiteter Vogelklauen abzuschrauben.

„Für kostbare Teppiche ist Ihr Fußzeug gerade nicht geschaffen,“ bemerkte Warter.

„Nein,“ sagte Beater, „aber es ist sehr praktisch, wenn man auf einem Baumast oder Dachfirst vom Fliegen ausruhen will.“

Mehrere Herren standen um das auf dem Boden liegende Flügelpaar herum und prüften es mit sachmännischen Blicken. Mit einem Satz war Beater unter ihnen, drängte sie zurück und sprach: „Ich will nicht, daß jemand die Mache meiner Flügel untersucht. Ich habe vielmehr die Absicht, sie morgen bis auf das letzte Federchen zu verbrennen und die Asche davon in die Luft zu streuen, wo der Wind am stärksten bläst.“

Achselzuckend traten die Herren zurück und einer von ihnen, der offenbar ein wenig Ornithologie verstand, knurrte etwas von einem verrückten Huhn vor



Vor uns, auf der Brüstung der Veranda, hockte ein Mensch.

sich hin. Beaker schien es nicht zu hören. Er winkte einen Diener herbei, befahl ihm, das Flügelpaar auf das für ihn bestimmte Zimmer zu bringen, dessen Türe abzusperrten und ihm den Schlüssel zu überbringen.

„Erklären Sie uns doch, was das alles zu bedeuten hat,“ sprach endlich Mister Waxter.

„Lassen Sie mich erst einen ordentlichen Imbiß und einen tüchtigen Schluck Wein nehmen, dann erkläre ich Ihnen alles.“ Damit schritt Beaker in den Saal und setzte sich. Man servierte ihm ein reichliches Abendessen.

Er aß mit der Unerfährlichkeit einer ausgehungerten Henne. Wir störten ihn nicht dabei, obwohl uns sein Gebaren auffiel. Mehrmals schien er das Besteck vergessen und die Bissen stink vom Teller picken zu wollen. Auch wechselte er häufig seinen Platz, indem er sich ohne ersichtlichen Grund von einem Stuhl auf den anderen setzte und dabei eine hüpfende Bewegung machte. Als er jedoch bei jedem Schluck Wein den Hals reckte und den Kopf zurückbeugte, gerade so, wie es die Vögel beim Trinken machen, rief ihm Waxter zu: „Zum Kukuck, Mister Beaker, diese Trinksitte haben Sie sich wohl auf einer Taubenfarm Ihres verehrten Schwiegervaters angeeignet?“

Beaker spitzte den Mund und machte damit einige Bewegungen von links nach rechts und zurück. Es sah aus, wie wenn sich ein Vogel seinen Schnabel weßt. „Entschuldigen Sie,“ sagte er dann, „wenn meine Manieren nicht mehr den Vorschriften des guten Tones entsprechen.“ Wieder wechselte er darauf zwischen zwei Stühlen hin und her wie ein Vogel auf zwei Sprossen oder Nisten.

„Sie müssen die Zeit seit Ihrer Verheiratung in einer ganz besonderen Umgebung zugebracht haben,“ bemerkte Waxter.

„Jedenfalls weit ab von allem Menschlichen,“ antwortete Beaker.

„Was konnte denn einen so zukunftsreichen Flugschmied bewegen, die menschliche Gesellschaft zu fliehen? Waren Sie denn gar so abgründlich verliebt, als Sie heirateten?“

Beaker nickte traurig. „Zweifach verliebt, meine Herren. Erstens in mein süßes Weibchen, und zweitens in die Idee des unverfälschten Vogelstuges.“

„Diese Idee haben Sie ja, wie es scheint, glänzend verwirklicht,“ warf Waxter ein.

„Leider nur zu sehr,“ seufzte Beaker.

„Leider?“ fragten mehrere Herren verwundert.

„Ja, leider; denn die Verwirklichung meiner Idee wurde mein Unglück.“

„Das verstehe ich nicht,“ sagte Waxter, „wollen Sie sich nicht ausführlicher erklären?“

„Meinetwegen. Hören Sie also: Nach unserer Vermählung wollten ich und meine Frau unser Glück ungestört genießen. Wir verzichteten deshalb auf eine Hochzeitsreise und zogen uns in ein Landhaus bei Los Angeles zurück, dessen ganze Nachbarschaft in einer ausgedehnten Taubenfarm meines Schwieger-

vaters bestand. Alles übrige war flaches Wiesenland. Ich benutzte das vorzügliche Terrain zu häufigen Flügen mit meinem Aeroplan, zu denen ich meine geliebte Elvira mitnahm, die mir Theorie und Praxis der Fliegekunst so rasch ablaufachte, daß ich die Lenkung des Apparates schließlich ihr allein überließ. Ich spielte bei unseren Flügen immer mehr den stummen Passagier. Es machte mich selig, mein Leben von der Geschicklichkeit meiner Frau abhängig zu wissen. Meine Seligkeit erfuhr noch eine Steigerung, als Elvira eines Tages die Ansicht äußerte, ein Aeroplan wäre bei aller Vollendung doch nicht das Richtige, und das Fliegen damit sei höchstens eine halbscherische Parodie auf den Vogelflug, der für den ideal veranlagten Flugmenschen das einzig erstrebenswerte Ziel sein müsse.

Ich hatte vorher mit meiner Frau nie über das Problem des Vogelstuges gesprochen, sie hatte also keine Ahnung davon, daß ich schon seit langem der Lösung dieses Problems nachgrübelte und darin das Ziel meines Lebens erblickte. Um so unsäßer war mein Glück, als ich aus dem Munde meines geliebten Weibchens meine eigenste und innerste Ueberzeugung so deutlich vernahm.

Die nächste Folge dieser Uebereinstimmung zwischen uns war, daß wir beschloßen, unseren Aeroplan in die Kumpelkammer zu steuern und uns gänzlich auf das Problem des Vogelstuges zu werfen. Unseres lieben Papas Taubenfarm bot uns die schönste Gelegenheit, zu Mutter Natur in die Lehre zu gehen. Hier konnten wir an hunderttausend Tauben Studien machen, wir konnten das allmähliche Werden eines natürlichen Flugapparates vom Ei an beobachten, die ersten Flügelbewegungen junger Tauben schon im Neste studieren und den ausgewachsenen Tauben ablauschen, wie sie es machen, um sich unbekümmert um die Windverhältnisse in die Höhe zu schwingen.

Der Erfolg blieb uns nicht versagt. Nach sechsmonatigem Bemühen konnten wir uns aus Taubensehern ein Flügelpaar herstellen, wie es die Natur selbst nicht natürlicher bauen kann. Wir flogen auch damit, leider nur weit und gar nicht hoch. Eigentlich war es nur ein Flattern, kein Fliegen. Ich muß sogar zugeben, daß meine Elvira bei ihren Versuchen mit den Flügeln weniger mit einer Taube zu vergleichen war, als mit jenem Vogel, dessen lobenswerteste Tugend darin besteht, daß sein Fleisch um den Martinsstag herum am besten schmeckt.

Ich war der Meinung, daß unsere Flügel mit einigen mechanischen Verbesserungen uns unfehlbar auch zum Hochflug befähigen mußten. Zum erstenmal in unserer Ehe ereignete es sich jetzt, daß Elvira anderer Meinung war als ich. Ihre Meinung ging dahin, die Frage des Vogelstuges sei überhaupt nicht durch Studien und Versuche zu lösen, dazu bedürfe es mehr eines Hineinlebens des Menschen in die Vogelnatur, vielleicht sogar der Anzucht einer eigenen flugfähigen Generation.

Anfangs waren mir ihre Gedanken über dieses Hineinleben ziemlich unverständlich und ich arbeitete

insgeheim eifrig an der mechanischen Verbesserung unserer Flügel. Den ersten klaren Einblick in die Ideenwelt meiner süßen Frau gewann ich bei Tische. Sie aß nämlich täglich weniger von den außerlesenen Gerichten, die wir serviert bekamen. Dagegen überraschte ich sie einigemal dabei, wie sie eine Handvoll Mais- und Weizenkörner in den Mund steckte, um sie zu kauen.

Ich machte ihr Vorstellungen. Sie erklärte, ihre gegenwärtige Ernährungsweise sei die einzig richtige für jemand, dem es mit dem Vogelzuge ernst sei. Der lebenswürdigen Art, ihre Ansichten zu verteidigen, konnte ich nichts entgegensetzen als schweigsame Duldung. Es kam aber eine Stunde, in der ich beim Essen ein knirschendes Geräusch aus ihrem Munde vernahm. Ich beobachtete sie und sah, daß sie aus einer Düte ein Löffeldchen Vogelsand nahm und in den Mund steckte. Ich schwieg dazu, weil mein Neben ohnehin nichts gefruchtet haben würde. Hatte sie es doch mit einem Lächeln der Befriedigung hingenommen, da ich sie kurz vorher darauf aufmerksam gemacht hatte, daß sich die Folge ihrer Ernährungsweise in Gestalt eines kleinen Kröpfchens an ihrem Schwanenhalse zu zeigen beginne.

Ich lenkte aber pflichtgemäß die Aufmerksamkeit unseres Hausarztes auf die Vogelmanie meiner Frau. Der brave Mann hörte mich an, lächelte vielsagend und erklärte die Sache für ungefährlich. Er meinte, bei jungen Ehefrauen in gewissen Zuständen kommen abnorme Egelüste manchmal vor und verschwänden wieder, sobald der Erreger dieser Gelüste in Gestalt eines zappelnden und schreienden Babys in den Armen der Mutter gewordenen Frau liege.

Ich war getröstet und sehnte die Ankunft unseres Erstgeborenen mit der ganzen Innigkeit meiner Seele herbei, um so mehr, als meine goldene Elvira sich immer vogeliger benahm. Statt zu gehen, hüpfte sie meistens, und wenn sie stand, zog sie oft ein Bein hoch und balancierte auf einem einzigen ihrer Füßchen das Gewicht ihres Körpers.

Es wundert mich heute, daß ich, mit dem Beispiel meiner Frau vor den Augen, nicht selber ein Vogel geworden bin und statt dessen eine tiefe Abneigung gegen alles Federvieh und was daran erinnern konnte, faßte. Ich vernachlässigte dabei sogar meine Flugversuche mit dem verbesserten Flügelpaar. Der einzige Vogel, dem ich halbwegs gewogen blieb, war der Storch, weil ich von seiner Ankunft bei uns eine gründliche Aenderung im Wesen meiner Frau erwartete. Es war mir nicht beschieden, seine Ankunft abzuwarten.

Bei unseren Spaziergängen auf der Taubensfarm hatte ich Elvira wiederholt dabei ertappt, wie sie vom Erdboden die von den Tauben verlorenen Flaumfedern aufsaß und in ihr Täschchen steckte. Auch sah ich sie ganze Büschel Heu und Stroh in unser Haus tragen. Ich konnte mir nicht erklären, wozu sie das Zeug nötig hatte. Nach aufmerksamer Beobachtung erfuhr ich, daß sie es in ihr Schlaf-

zimmer schleppte. Die Neugier brachte mich dahin, eines Abends meine gute Erziehung zu vergessen und Elvira, nachdem sie eben wieder mit einem Büschel Heu in ihrem Schlafzimmer verschwunden war, durch das Schlüsselloch in ihrem Allerheiligsten zu belauschen. Was ich dabei zu sehen bekam, ließ mich bis in das innerste Mark erstarren.

Mitten in dem Schlafzimmer, wo früher ein Bett gestanden hatte, sah ich jetzt einen mächtigen Haufen Stroh, Heu und Taubenfedern. Aus diesem Haufen heraus ragte die Figur meiner Elvira. Mit einem holdseligen Ausdruck im Gesicht drehte und wendete sie sich in dem verworrenen Gemengel von Abfällen unablässig hin und her, zupfte mit den Fingern daran herum und war sichtlich bemüht, mit ihrem Körper eine muldenförmige Vertiefung in den Haufen zu drücken. Was mir sofort klar wurde, war die Ähnlichkeit ihres Treibens mit dem eines Vogels, der sein Nest baut.

Nun mußte ich von meinen zahlreichen Beobachtungen auf der Taubensfarm her, daß, wenn ein Vogel mit dem Nestbau beginnt, die nächste Folge immer das Eierlegen ist. Dann kommt abwechselndes Brüten von Weibchen und Männchen und schließlich Aufzucht der jungen Brut von Schnabel zu Schnabel. Ich kannte die Fähigkeit, mit der meine



Ich schwang mich turmhoch empor.

Frau an ihren Ideen festhielt, und nach dem, was ich bis jetzt von ihr erlebt hatte, mußte ich ihr die Entschlossenheit zutrauen, nach Fertigstellung des Nestes auch zu tun wie ein Vogel. Das heißt, ich hatte Aussicht, daß Elvira in den nächsten Tagen ein regelrechtes Ei legen würde, das ich wahrscheinlich ausbrüten helfen sollte. Bei dem Gedanken an

die unschönen, mit Federstiften besäten Dinger, die aus Vogeleiern auszuschlüpfen pflegen, bekam ich eine Gänsehaut. Ich dachte an die Möglichkeit, daß mein eigener Nachwuchs in einer solchen abstoßenden Gestalt das Licht der Welt erblicken könnte, und ein Grausen kam über mich, wie ich es noch nie empfunden hatte. Ich tat noch einen letzten Blick durch das Schlüsselloch, um zu sehen, ob das unheimliche Treiben meiner Frau nicht etwa bloß eine Sinnes-täuschung sei, dann richtete ich mich auf und rannte davon.

Der einzige Gedanke, den ich zu denken fähig war, hieß: fort von hier. Meine Füße trugen mich von selbst zu dem Schuppen, in dem unser Aeroplan aufbewahrt wurde. Doch die Maschine war zu lange von mir vernachlässigt worden, um ohne gründliche Erprobung zu einem Dauerfluge benutzt werden zu können. Zu Probeflügen hatte ich aber keine Zeit. Da fiel mein Blick auf unser in demselben Schuppen aufbewahrtes Flügelpaar. Ich ergriff die Flügel und eilte damit ins Freie. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, mich in die Höhe zu schwingen, faßte mich grenzenlose Verzweiflung. Der heiße Wunsch, rasch wegzueilen aus dieser vogelnährischen Gegend, verlieh mir jedoch neue Kräfte. Ich hatte plötzlich ein schwingendes Gefühl im ganzen Körper, meine ganze Willenskraft zog sich in dem alles bezwingenden Gedanken des Müßens zusammen, ich machte noch einen Versuch und siehe: ich schwang mich turmhoch empor, fühlte da oben in der Himmels-nähe Kräfte in mir erwachen, von deren Vorhanden-sein ich nie zu träumen gewagt hätte, und flog endlich, Flußläufe und Schienenstränge als Weg-weißer benutzend, ohne nennenswerte Unterbrechung bis hierher nach Newyork auf euere Veranda."

Beaker schwieg. Auch die anderen Herren verhielten sich noch stumm, bis auf einen. Dieser eine war ich. „Verzeihen Sie, Mister Beaker,“ sprach ich mit der mir angeborenen Offenheit, „während Ihrer Erzählung störte mich immer der Gedanke, daß entweder Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin oder Sie selbst in eine zweckmäßig eingerichtete Heilanstalt gehören. Jetzt, nachdem ich die ganze Geschichte Ihrer Ehe kenne, bin ich eines Besseren belehrt und rate ihnen beiden den Aufenthalt in einer solchen Anstalt dringend an.“

Beaker, der mir gegenübersaß, brauchte nur eine Sekunde, um den Sinn meiner Worte zu erfassen. In der zweiten schwang er schon einen schweren silbernen Tafelaufsatz in der Hand, in der freundschaftlichen Absicht, ihn mir auf den Kopf zu setzen. „Wie, Sie wagen es, mich und meine Frau für verrückt zu halten?“ schrie er dabei empört.

Ich hielt den Augenblick, totgeschlagen zu werden, noch nicht für gekommen, und wollte schleunigst aus der vorausichtlichen Flugbahn des Tafelaufsatzes kommen. Ich fuhr empor, stieß aber mit meinem Kopfe so heftig auf ein über mir schwebendes Hindernis, daß ich betäubt zurücksank und es mir dunkel vor den Augen wurde.

Das Erste, was ich wieder klar empfinden konnte, war eine wohlthuende feuchte Kühle auf Stirn und Schläfen. Dazu vernahm ich die halbblauten Worte: „Mir scheint, die Krisis ist vorüber.“

Ich schlug die Augen auf und sah zu meiner Verwunderung, daß ich in einem Bette lag, das auf allen Seiten mit aus Schnüren gefertigten Schutzgittern besteckt und auch mit einem solchen Gitter oben gedeckt war. Es sah aus wie ein Vogelhaus und stand in einem Zimmer, das betreten zu haben ich mich nicht erinnern konnte. Auch an der weiblichen Gestalt, die neben meinem Bette stand, war mir alles fremd, ihre Kleidung ausgenommen, die ich sofort als die Tracht einer Krankenpflegerin erkannte. Auf der anderen Seite meines Bettes saß aber ein guter Bekannter, der mir wohlwollend in die Augen sah. Es war Beaker.

„Wie fühlen Sie sich, bester Freund?“ fragte er liebevoll.

„Den Verhältnissen entsprechend,“ antwortete ich, etwas bitter in Erinnerung an den eben gehaltenen Auftritt mit dem Fragenden.

„Wird schon besser werden,“ tröstete er mich, „das Schwerste haben Sie überstanden. Sie schwebten wochenlang zwischen Leben und Tod. Jetzt werden Sie rasch genesen.“

„Bin ich denn krank?“ fragte ich verwundert. „Ich kann mich ja gar nicht erinnern, daß ich mich zu Bette gelegt habe.“

„Das glaube ich gerne, mein Lieber. Der Sturz, den Sie bei Ihrem letzten Probeflug machten, war auch darnach, um Ihnen alle Erinnerung aus dem Kopfe zu rütteln. Er brachte Ihnen neben kleinen äußeren Verletzungen, die inzwischen geheilt sind, eine Erschütterung des Nervensystems ein.“

„Und mein Konkurrenzflug sowie Ihr Vogelflug von Los Angeles nach Newyork?“ fragte ich ängstlich.

„Von solchen Sachen haben Sie immer nur phantasiert, mein Herr,“ sagte die Pflegerin. „Sie machten auch immer Flugversuche im Bette, weshalb wir das Gitter anbringen mußten.“

Nachdenklich schwieg ich. Dann wandte ich mich an Beaker. „Ist vielleicht Ihre Ehe mit Miss Elvira Dearly auch nur eine Ausgeburt meiner kranken Phantasie?“

„Nein, das war ein sehr gesunder Gedanke von mir,“ sagte Beaker.

„Und Ihr Nachwuchs?“

„Darüber läßt sich noch nichts Bestimmtes sagen. Wir sind jetzt nach Newyork übergesiedelt und in zwei bis drei Wochen, wenn Sie diese Anstalt verlassen können, müssen Sie uns besuchen. Bis dorthin wird es schon mit Sicherheit festzustellen sein, ob es ein Bub oder ein Mädel ist.“

„Vielleicht wird es beides sein,“ scherzte ich.

„Sie phantastieren schon wieder,“ sagte die Pflegerin und wechselte den Eisumschlag auf meiner Stirn.

Unser Engel.

Hurra! Welch ein Fest. Das kleinste Hüttchen hatte seine Girlande. Triumphbogen spannten sich über die Landstraße. Komtesse Maria feierte Verlobung, des Gutsherrn Einzige, die man im Dorf „unsern Engel“ nannte. Sie hatte nie ein anderes Glück gekannt als wohlzutun und Trost zu bringen — hatte sie nicht noch zuletzt dem blassen jungen Küster die Krantensuppe hingetragen und bei seinem Geigenpiel, in das er all seine Dankbarkeit legte, geweint? Nun war das Glück selber zu ihr gekommen. Böllerschüsse durchbrausten die Luft und aus dem strahlend erleuchteten Schloß drangen Musik und Becherklang. Der alte Graf war so fröhlich gestimmt, wie seit der Gräfin Tod nicht mehr. Der Bräutigam, der schöne Graf Runo, strahlte vor Glück, und die Braut — wo war die Braut? Wo war die bleiche, schöne, ernste Braut? Hatte ihr der Graf nicht eben noch zärtlich lachend zugetrunken? Hatte ihr der Bräutigam nicht noch gerade selig verstoßen die kleine kühle Hand gepreßt? Wo war — um Gottes Himmels willen — wo war die Braut? Sie hatten es vergeblich gefragt. Der höchste Freudentag war der Tag des tiefsten Leides geworden. Warum nur, warum? Man quälte die Dienerschaft halbtot mit Fragen. Wie, die Komtesse sei am Vorabend des Festes dem Grafen zu Füßen gefallen? Er habe sie hart angelassen? Ja, aus dem Zimmer gewiesen? Undentbar, der Graf sein einziges Kind, seinen Abgott? — Fünf Jahre waren vergangen, der Graf war ein gebrochener Greis geworden. Müde starnte er, gefolgt von seinem treuen Diener Friedrich, vor sich hin und sah und hörte nichts von dem, was um ihn war, auch nicht die ehrliche Trauer des Dorfes das „seinen Engel“ verloren hatte. Der Postbote trat grüßend an ihn heran. Müde und gedankenlos blätterte der Graf in den eingelaufenen Briefen und Bildern. Aber was war das? Kam, was die Bewohner lange gefürchtet, kam das Ende? Gott sei Dank, daß der Diener im Nu hinter ihm war, sonst wäre der alte Herr zu Boden gestürzt. Und doch sah der andere Tag den greisen Herrn und seinen treuen Diener in einem Wagenabteil erster Klasse, das sie in ein kleines fernes Dörfchen führte. Aus einem einfachen niederen Haus schritt ihnen eine schlichtgekleidete, hochgewachsene Frau entgegen. „Unser Engel“, schrie Friedrich; aber dieser despektierliche Ausruf ward überhört. In den Armen lagen sich Vater und Tochter und weinten und lachten und jubelten. War wirklich das Dach so niedrig, daß sich selbst der stämmige Friedrich hatte bücken müssen? War der Hausherr der Küster Hans Berger, oder war das nun auch ein Graf, und das niedere Küsterhäuschen ein Schloß, darin die vornehme junge Herrschaft residierte? Nichts hatte „unser Engel“ von seinem Adel eingebüßt, als sie dem Manne ihres Herzens folgte, ihn und sein niedrig Haus hatte sie mitgeadelt. Der verwöhnte alte Edelmann schaute sich um, nichts, was nicht vornehm und geschmackvoll, was nicht ablig gewesen, alles so hold und lieb wie

auf den Bildern, die man ihm gesandt. „Erzählt, ach, erzählt,“ drängte unter tränenlosem Schluchzen der Vater. „Es war nicht immer leicht,“ antwortete mit ernster Rührung der Jüngere. Und nun kam eine lange Geschichte, bei der dem Alten heiße Tränen der Rührung ins Auge traten. „Wir verdienten kaum soviel, um unser Leben zu fristen. Als wir dann hier ins Küsterhaus zogen, wurde es etwas besser, doch war mit den Geigenstunden immer ein starker Nebenverdienst.“ „Wie mag's zuerst bei euch ausgefallen haben!“ sagte erschüttert der Graf. „So schön fast wie heut,“ sagte stolz der junge Mann. „Es gibt eine Quelle, aus der man Behagen und Wohllebensschöpfen kann, auch ohne Kapital. Sehen Sie, Vater,“ und er nahm ein elegant ausgestattetes rotgebundenes Buch, „das ist unser Glücksborn!“ „Jonas & Co.“ buchstabierte der Graf. „Ja, Jonas & Co.“ fiel begeistert der Jüngere ein. „Hier haben wir alles gekauft, was das arme Küsterhäuschen meinem hochgeborenen Frauchen standesgemäß machen mußte. Daher stammt ja auch meine Geige, die uns vor Hunger schützte“ — „und unsere Kamera, mit der wir Väterchen hierhergeloct. Die habe ich meinem Hans geschenkt. Vom Wirtschaftsgeld abgespart,“ fiel Maria stolz ein. „Ja, die Kunst zu sparen, mit Wenigem viel zu haben, das lernten wir von Jonas & Co., von dem Teilzahlungssystem. Wenige Groschen jeden Monat an Jonas bezahlt, das hat uns nie gedrückt, vielleicht hätte ich's sonst in Bier oder Zigarren vertan, so habe ich die schöne Wanduhr dafür, die so tabellos geht, daß ich der Firma noch extra gedankt habe bei der letzten Rate.“ Ein seliger Tag war es, nicht weniger selig als der, an dem das junge Paar unter Triumphbogen und dem Jubel der Dorfbewohner ins Schloß wieder einfuhr, als der Graf mit vor Glück zitternden Händen seiner Tochter einen herrlichen Perlebschmuck umhängte und seinem Schwiegerjohn eine brillantgeschmückte Uhr. Er hatte beides sofort von der Firma Jonas bestellt; er freilich, der Reiche, brauchte nicht die Segnungen des Abzahlungssystems, er zahlte bar. Und das junge Paar legte die Kostbarkeiten nur bei großen Festlichkeiten an. Wenn der gräfliche Schwiegerjohn die Orgel spielte in der kleinen Dorfkirche, trug er die bescheidene silberne Uhr, die ihm sein tapferes Weib dereinst geschenkt, sowie sie täglich noch sein Brautgeschenk, das kleine Kreuz, trug auf ihren Wegen ins Dorf. Dort pflegte und tröstete, half und riet sie wie ehemals, und das rotgebundene Buch begleitete sie oft, wenn sie zu jungen Ehepaaren oder zu Leuten kam, die die Segnungen der Sparkunst und Ordnung noch nicht kannten. Bald fehlte der Jonas-Katalog in keinem Hause im Dorf, überall lebte man bedacht und mit Berechnung und machte untereinander Freude und lernte sparen. Und all dies, die Geige, die Marias Herz entflammt, und die Bilder, die dem Vater die Kinder und dem Dorf „seinen Engel“ wiedergegeben, und all das Glück stammt von Jonas & Co., Berlin SW. 934, Belle-Alliancestraße 3. Darum bestelle sich jeder schleunigst gratis und franko einen Katalog aus dieser Glücksquelle.

Die Bautätigkeit in den deutschen Kolonien



Kaiserl. deutsches Bezirksamtsgebäude in Duala, erbaut mit Dr. Gaspary-Blöcken.

hat in den letzten Jahren stetig zugenommen. Der Beton steht als Baustoff an erster Stelle. Mit Betonhohlblöcken erbaute man u. a. in Duala das abgebildete, rund Mk. 80000 kostende kaiserlich deutsche Bezirksamtsgebäude, das schloßartige Wohngebäude der Firma Schmidt und mit Betondachsteinen deckte man insgesamt 14 Gebäude ein. Auch Betonmauersteine und farbige Zementplatten wurden verwandt. Die Zementwaren in Duala sind, soweit sie von der Firma Schmidt geliefert wurden, mit Maschinen der Spezialmaschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt, fabriziert.

Auch in Deutschland selbst hat der Betonhohlblock festen Fuß gefaßt. Im Erzgebirge und in Anhalt errichtete man z. B. mit Dr. Gaspary-Blöcken gute, billige Arbeiter-, Ein- und Zweifamilienhäuser, in Schmiedeberg und Hagenau baute man Wohnhäuser und Aussichtstürme damit. Mit einer Dr. Gaspary-Maschine „Phönix“ ist die Blockherstellung leicht und lohnend. Wir empfehlen allen, die sich über die Fabrikation von Betonhohlblöcken, Zementdachziegeln, Betonmauersteinen, Trottoirplatten, Röhren für Kanalisation und Drainage, Stufen, Betonpfosten zc. zur Bewertung von Sand und Kies orientieren wollen, sich die Broschüre „Moderne Baustoffe“ Nr. 259 von der Firma Dr. Gaspary & Co., Markranstädt bei Leipzig kostenlos kommen zu lassen. Sie gibt alle Aufklärungen und bringt Bilder genannter Gebäude und vieler Maschinen. Wer es ermöglichen kann, soll die Firma in Markranstädt über Leipzig oder Corbetha (Bahnlinie Berlin-Frankfurt) besuchen und sich die Maschinen und Formen bei der Arbeit ansehen. Man erhält, da ein Besuch unverbindlich gern gewährt wird, am schnellsten einen Überblick über die ganze Industrie und die dazu empfehlenswertesten Maschinen und Formen. Vor einigen Jahren besuchte die Fabrik Seine Majestät der König von Sachsen und äußerte sich sehr anerkennend.

Das schmutzige Handwerk.

Rudolf von Habsburg, der als deutscher König die Erwartungen, die alle von ihm hegten, auf das schönste erfüllte, war ganz besonders einem kräftigen Gedeihen der Städte gewogen. Verständig, praktisch, nüchtern und einfach, hatte er in seinem Wesen eine Art von Wahlverwandtschaft mit dem Bürgertum. Nichts gewährte ihm größere Freude, als das Treiben der Kaufleute und Handwerker zu beobachten, sie zufrieden zu sehen oder ihnen irgendwie helfen zu können. Wie sehr er sich durch freundliche Herablassung im Volke beliebt zu machen wußte, zeigt unter anderem das folgende Beispiel: Eines Tages traf er in Basel einen Gerber bei schmutziger Arbeit. „Wie schön wäre es,“ redete er ihn an, „hundert Mark Einkünfte und dazu eine liebenswürdige Frau zu haben!“ Der Gerber antwortete, das brauche er nicht, weil er beides schon habe, worauf Rudolf sagte, er werde sogleich kommen und sehen, ob es wahr sei. Wirklich kam er bald zurück. Jener vertauschte inzwischen den Alltagsrock mit besseren Kleidern, ließ seine Frau dasselbe tun und richtete in der Eile ein prächtiges Gastmahl her. Der König wunderte sich gewaltig, als er den Reichtum sah, fand alles vortrefflich, besah das Haus und die Werkstatt und fragte endlich: „Warum aber treibt Ihr bei Eurem Überfluß ein so schmutziges Handwerk?“ — „Weil, wenn ich das Handwerk nicht mehr triebe, mein Reichthum bald zugrunde gehen würde,“ lautete die ebenso prompte als einleuchtende Antwort. Da lobte Rudolf den Gerber, bestärkte ihn in seinem Fleiß und hinterließ beim Abschied der Frau kostbare Geschenke.

Lustige Ecke.

— Richtig. A.: „Tag, Müller! Sie kommen doch heut abend zum Verein!“ B.: „Ne — ist denn heut was Besonderes?“ A.: „Wahl des Vorstandes und hinterher Gefangstunde!“ B.: „Na — dann kann das mit dem Singen doch nichts werden!“ A.: „Wieso nicht?“ B.: „Na, wenn alle vorher bei der Wahl ihre Stimme abgeben?!“

— Genügsam. „Hast du heute schon zu Mittag gegessen?“ — „Über fein! Ich hatte heute sogar — Gänsebratengeruch aus der ersten Etage zu meinen Kartoffeln!“

Immer langsam voran, immer langsam voran! . . . So hieß es in der guten alten Zeit. Dieses Wort gilt für uns moderne Menschen nicht mehr! Wer heute vorwärts kommen will, für den heißt es, alle Kräfte anspannen, vor allem die Gesundheit, die schneidigste Waffe im Lebensstämpfe, allzeit frisch erhalten. Um das zu erreichen, muß man auf eine durchaus gesunde Post bedacht sein. Dazu gehört, daß man täglich morgens und nachmittags Kathreiners Malzkaffee trinkt. Er ist un-schädlich, bekömmlich, wohl-schmeckend und billig.